This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

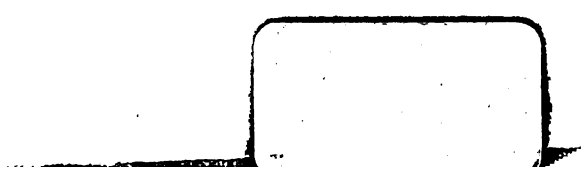
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Das Pferdebürla.

5/16/32
W. W.

Das Pferdebürla.

Tagesfragen

beantwortet von

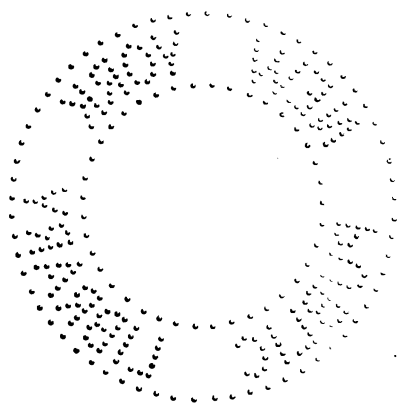
Friedrich Max Müller.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.
(Elwin Paetel.)

1899.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
613262 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1932 L



40253
G 404
M1

Die folgenden, zunächst für das Pferdebürla bestimmten, dann aber in der Deutschen Rundschau veröffentlichten Aufsätze verlangen eine kurze vorläufige Erklärung. Diese kann, glaube ich, am besten durch Wiederabdruck eines anderen Aufsatzes von mir gegeben werden, welcher in derselben Zeitschrift erschienen war, und den nächsten Anlaß zu dem Briefe gegeben hatte, welchen das Pferdebürla unter diesem Namen an mich richtete. Ich erhalte viele solcher namenloser Zuschriften, bedauere aber, daß es mir nur selten möglich ist, sie zu beantworten oder auf dieselben Rücksicht zu nehmen, so gern ich es auch oft thäte. In diesem Falle sprach mich der etwas keulenmäßige, aber rein menschliche Ton des Briefes mehr als gewöhnlich an und zu einer guten müßigen Stunde versuchte ich eine Antwort. Mein Aufsatz, welcher das Pferdebürla zu seiner ersten Zuschrift angeregt hatte, war der Ueber die Wahre Geschichte des Celsus im Juliheft der Deutschen Rundschau, 1895, und folgt hier mit wenigen Korrekturen nach: —

TRANSFER FROM C. U.
MAR 1932

PROPERTY OF
THE CITY OF NEW YORK.

Die Wahre Geschichte des Celsus.

In einem in der „Deutschen Rundschau" März 1895 erschienenen Aufsatz „Ueber das Religions-Parlament in Chicago" drückte ich mein Erstaunen aus, daß dieses Ereigniß, welches ich als das in meinen Augen bedeutungsvollste des Jahres 1893/94 bezeichnet hatte, in Deutschland so wenig bekannt geworden und besprochen worden war, so wenig, daß die Redaction des Wiener Fremdenblattes es für nöthig hielt, zu erklären, was für ein Parlament denn das zu Chicago gehaltene gewesen sei. Ebenso als ich auf die Frage, was ich in meinem Fach für die wünschenswertheste Entdeckung des kommenden Jahres halten würde, die Antwort ertheilte, die Entdeckung des Sermo verus des Celsus, schien auch dies ein so wenig bekanntes Werk, daß die Redaction glaubte, hinzufügen zu müssen, daß Celsus ein berühmter Philosoph des zweiten Jahrhunderts gewesen sei, der das sich immer mehr verbreitende Christenthum zum ersten Male in seinem Sermo verus einer gründlichen Kritik unterworfen habe.

Der Wunsch, ja sogar die Hoffnung, daß dieses uns verloren gegangene Buch, von dem wir uns aus der Replik des Origenes einen mehr oder weniger zureichenden Begriff machen können, selbst wieder zum Vorschein kommen möge, war durch die jüngsten Entdeckungen alter griechischer Papyrus-Handschriften in Aegypten nahe gelegt. Wo so viele unerwartete Entdeckungen gemacht worden waren, durfte man auch auf noch weitere Funde hoffen. Denn wer hätte geglaubt, daß man alte griechische Texte in dem Mumienkasten finden würde, wo die griechischen Papyrusblätter sorglos zusammengerollt waren, um als Kissen für Kopf und Glieder eines Skeletts zu dienen. Es war klar, daß diese Papyrusblätter als Maculatur verkauft worden waren, und daß sie wahrscheinlich aus den Häusern griechischer Beamten und Officiere herrührten, welche während der Macedonischen Occupation sich in Aegypten heimathlich eingerichtet hatten und deren Mobiliar bei ihrem schnellen Abzug mit Allem, was dazu gehört hatte, öffentlich verkauft und verschleudert worden war. Es fanden sich nicht nur Bruchstücke von classischen Texten, wie von Homer, Plato, und der bisher unbekannten von Aristoteles, wenn nicht verfaßten, so doch benutzten Schrift „Ueber die Staatsverfassung der Athener", sondern auch manche Fragmente christlicher Literatur, die es wahrscheinlich machten, daß auch die Bücherſammlungen christlicher

Familien damals auf den Markt geworfen wurden, und daß man die Papyrusblätter, wenn sie zu nichts Anderem nützlich schienen, als Maculatur oder als eine Art von papier-maché verbrauchte.

Warum sollte denn nun aber gerade die Wahre Geschichte des Celsus, der λόγος ἀληθής oder Sermo verus unsere Wißbegierde erregen? Der Grund ist ziemlich klar. Wir wissen im ersten, im zweiten, selbst im dritten Jahrhundert fast nichts von der Geschichte der Lehre Christi, außer was uns von christlichen Schriftstellern überliefert worden ist. Nun ist es aber eine alte Regel, daß es Recht ist, sich auch vom Feinde belehren zu lassen. Fas est et ab hoste doceri. Celsus war nun ein entschiedener Feind der neuen christlichen Lehre, und wir würden jedenfalls aus seiner Schrift ersehen können, wie die christliche Religion sich in den Augen eines gebildeten Mannes des zweiten Jahrhunderts darstellte, der, wie es scheint, in manchen wichtigen Punkten mit der philosophischen Anschauung der christlichen Gemeinde übereinstimmte oder wenigstens mit derselben vertraut war, namentlich mit der Logosidee, der aber nicht begreifen konnte, wie Männer, welche die durch den Logos bedingte Weltanschauung einmal verstanden und sich angeeignet hatten, damit den Glauben an Christus als den fleischgewordenen Logos vereinigen konnten. Dem Celsus ist die christliche Religion etwas Objec-

tives, in allen andern Schriften der ersten drei Jahrhunderte ist und bleibt sie meist ganz subjectiv.

Es konnte dies kaum anders sein, denn eine in der Entstehung begriffene Religion existirt kaum für die Außenwelt. Was war damals Jerusalem und Paläſtina in den Augen der sogenannten Welt? Eine wenig einträgliche, oft aufrührerische Provinz. Die Juden und ihre Religion hatten allerdings die Aufmerksamkeit von Rom und Athen durch ihre Sonderbarkeiten auf sich gezogen, aber die Secten unter den Juden interessirten die classische Welt weit weniger als die Secten der platonischen und stoischen Schulen. Die Christen betrachtete man als Juden, sowie man vor nicht zu langer Zeit bei uns Jainas als Buddhisten, Sikhs als Brahmanen behandelte, und Buddhisten, Jainas, Sikhs und Brahmanen allesammt als indische Götzendiener zusammenwarf. Wie sollte man auch damals in Rom die Differenzen verstanden haben, welche die Christen von den Juden, welche Juden-Christen von Heiden-Christen trennten? Uns erscheint natürlich der Schritt, den namentlich Paulus und seine Genossen thaten, ein ungeheurer, ein wahrhaft weltgeschichtlicher; aber was für ein Interesse konnten diese Dinge außerhalb Paläſtina's haben? Daß die Juden, die sich für ein ganz besonderes Volk hielten, die keine Fremden zulassen, keine Heirath zwischen Juden und Nicht-Juden dulden wollten, die bei allen Krän-

kungen und Niederlagen, die sie erfahren hatten, ihre Hoffnung auf einen Befreier, auf einen irdischen Messias und auf die kommende irdische Herrlichkeit ihrer Nation mit aller Energie festhielten, daß diese nun auf einmal das, was ihnen als unrein gegolten, für rein erklären, daß sie ihr Nationalgefühl in ein Humanitätsgefühl umwandeln, nein, daß sie ihren Messias in einem gekreuzigten Missethäter wiedererkennen sollten, das bezeichnet allerdings einen völligen Umschwung in der Geschichte dieses Volkes; aber das Volk selbst war und blieb in den Augen der Welt, wenn nicht ein unbeachtetes, so doch ein verachtetes Volk. Es sollte uns daher nicht in Erstaunen setzen, daß kein classischer Schriftsteller uns eine wirklich historische Darstellung der neuen christlichen Religion gegeben oder auch nur mit einem Worte der wunderbaren Ereignisse gedacht hat, welche die Erde aus ihren Angeln gehoben haben würden, wenn sie wirklich so stattgefunden, wie die Evangelien sie beschreiben. Celsus ist der einzige nicht-christliche und nicht-jüdische Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts, der nicht nur mit Vertretern des Judenthums und Christenthums bekannt war, sondern auch, wie es scheint, Theile des Alten und des Neuen Testaments sorgsam gelesen hatte. Er prahlt sogar und rühmt sich, diese Religionen besser zu kennen als viele ihrer Anhänger (II, 12). Daß ein solcher Mann diese neue christliche Secte für wichtig

genug hielt, um sie einer eingehenden Untersuchung zu unterwerfen, beweist jedenfalls seinen Scharfblick, und zugleich die zunehmende Machtstellung der christlichen als einer von der jüdischen unabhängigen Religion. Was dieser Celsus sonst war, ist nicht leicht zu ermitteln. Selbst sein Gegner Origenes scheint nur wenig von ihm zu wissen, jedenfalls sagt er uns nichts über ihn und über seine Lebensstellung; ja selbst über sein Datum sind wir noch immer im Unklaren. Man hat gemeint, er sei derselbe Celsus, dem Lucian (120—200 n. Chr.) sein Werk über den falschen Alexander gewidmet. Es mag ja sein, aber Celsus ist ein sehr gewöhnlicher Name, und Origenes selbst spricht von zwei Männern dieses Namens, die beide Epicuräer gewesen und zur Zeit Nero's (54—68 n. Chr.) und Hadrian's (118—138 n. Chr.) gelebt haben sollen[1]). Man hat geglaubt, dem Letzteren die Abfassung des Sermo verus absprechen zu müssen, weil in demselben, wie es scheint, die Secte der Marcellianer erwähnt wird, und diese erst im Jahre 155 unter Bischof Anicetus gegründet wurde. Man hat aber übersehen, daß Origenes hinzufügt, Celsus möge noch über Hadrian's Regierung hinaus gelebt haben. Allerdings spricht Origenes von dem **Sermo verus** als einem schon längst bekannten Werke, da aber Origenes erst im Jahre 253 n. Chr. starb, so

[1]) Contra Celsum I, 8.

wäre das Werk des Celsus, auch wenn es nach 155 geschrieben, doch schon zu seiner Zeit ein altes und lang bekanntes gewesen. Es ist viel Gelehrsamkeit auf die Identification und das Datum unseres Celsus verwendet und, wie mir scheint, verschwendet worden. Das Merkwürdige ist, daß Origenes selbst sich so wenig Mühe gegeben hat, seines Gegners persönlich habhaft zu werden. Er läßt die Frage offen, ob er derselbe Celsus gewesen, der zwei andere Bücher gegen die Christen verfaßt habe (**Contra Celsum** IV, 36). Zu Ende seines Werkes redet er von ihm, als ob er Zeitgenosse gewesen, und er versichert, ein zweites Werk von ihm gegen die Christen, welches noch nicht vollendet oder ihm noch nicht zugekommen sei, ebenso wie seinen **Sermo verus**, gründlich widerlegen zu wollen. So spricht man doch nur von Zeitgenossen. Könnte bewiesen werden, daß Celsus der Freund des Lucian gewesen sei, nun so wüßten wir, daß er, nach Lucian's Urtheil, ein wahrheitsliebender, edler und gebildeter Mann war. Es war nicht im Interesse des Origenes, gerade diese Seiten des Charakters seines Gegners hervorzuheben, doch muß man es dem Origenes zur Ehre anrechnen, daß er, so empört er durch einige der Anschuldigungen des Celsus war, doch nie seinen persönlichen Charakter verdächtigte. Vielleicht war es nicht ganz gerecht, wenn Origenes den Celsus beschuldigte, daß er sich seines Epicuräismus

schäme und seine eigenen philosophischen und atheistischen Ueberzeugungen verheimlicht habe, um bei Juden und Christen leichteren Eingang zu finden[1]). Es scheint mir dies nicht ganz gerecht, denn es war ein sehr verzeihlicher Kunstgriff, daß Celsus einen Theil der christlichen Lehre zuerst unter der Maske eines Juden angriff, der seine Religion als die ältere und respectablere hinstellt und die Christen zu überzeugen sucht, daß sie besser gethan hätten, bei ihrer väterlichen Religion zu verbleiben. Im Gegentheil, da Celsus selbst, er mag nun gewesen sein, was er wolle, nur nicht ein Jude, eine wirkliche Vertheidigung des Judenthums kaum mit gutem Gewissen hätte unternehmen können, so war es ganz natürlich, daß er einen Juden zum Advocaten der jüdischen Religion wählte, und diesem, wie einem zweiten Philo, Ideen in den Mund legte, die allerdings eher platonisch als epicuräisch klingen. Daß er dabei oft aus seiner Rolle gefallen, war Origenes vollkommen berechtigt nachzuweisen, und hat dies auch mit vielem Geschick gethan.

Mag also Celsus gewesen sein, wer oder was er wolle, ein Epicuräer, oder, wie man auch zuweilen behauptet hat, ein wirklicher Neuplatoniker, jedenfalls war er kein unbedeutender Gegner und des Schwertes des Origenes durchaus nicht unwürdig. Weshalb

[1]) Contra Celsum I, 8.

hätte sich auch sonst Origenes gedrungen gefühlt, ihn so eingehend zu widerlegen? Er sagt allerdings, er hätte dies nur auf Bitten seines alten Freundes und Beschützers, des Ambrosius, gethan. Aber das ist, was viele Schriftsteller unter ähnlichen Umständen gesagt haben und noch sagen. Wir haben jedenfalls viel durch den Untergang (die Zerstörung?) aller Handschriften des Celsus verloren. Er besaß nicht nur eine Kenntniß der hauptsächlichsten philosophischen Schulen des Alterthums, er scheint auch die Religionen der alten Welt mit Vorliebe studirt zu haben, wie sie zu jener Zeit den Gelehrten, namentlich in Alexandrien, bekannt waren, von denen wir selbst aber nur sehr dürftige Kunde haben. Origenes bemerkt ausdrücklich (I, 14), daß Celsus die verschiedenen Völker beschrieben habe, die im Besitz von religiösen und philosophischen Systemen waren, da er der Meinung gewesen, daß alle diese Ansichten eine gewisse Verwandtschaft unter einander besäßen. Hier ist ohne Zweifel viel für uns verloren gegangen, nicht nur für die Geschichte der griechischen Philosophie, sondern auch für die Geschichte der orientalischen Religionen und Philosophien, deren Vertreter damals in Alexandrien zu Hause waren, über deren persönlichen Einfluß aber wir fast ganz im Dunkel sind. Celsus soll über die Lehren der Aegypter, der Assyrer, der Juden, Perser, Odryser, Samothracier und Eleusiner, auch

der Samanäer, d. h. Buddhisten (I, 24), geschrieben und diese als besser beglaubigt hingestellt haben, als die der Juden. Wir sehen immer von Neuem, was für Schätze in Alexandrien aufgehäuft waren, und wir fühlen es um so tiefer, daß sie für uns unwiderbringlich verloren sind. Der Wunsch, ja die Hoffnung auf Wiederentdeckung des Werkes des Celsus war also sehr natürlich für Jeden, der in die geistige Atmosphäre des zweiten und dritten Jahrhunderts etwas tiefer einzudringen wünschte, und namentlich für solche, die sich eine klare Vorstellung zu machen strebten, wie philosophisch gebildete Männer dieser Zeit, Männer also wie Clemens und Origenes selbst, sich zum Christenthum bekennen oder bekehren oder das Christenthum anderen Philosophen gegenüber vertheidigen konnten, ohne doch ihren philosophischen Ueberzeugungen im geringsten untreu zu werden. Daß die niederen Klassen unter Juden und Griechen der neuen Lehre folgten, läßt sich weit leichter begreifen, auch ohne auf die Beweiskraft der Wunder zu damaliger Zeit zu viel Gewicht legen zu wollen. An Wunder war die große Menge sehr gewöhnt; was ihr damals fast ganz fehlte, war praktische Religion. Die griechischen Denker hatten Systeme der Philosophie und der Moral geschaffen, aber der altherkömmliche Gottesdienst war zu einer bloßen Schaustellung herabgesunken. Auch bei den Juden war die alte Religion zu einem starren Tempel-

dienſt geworden, der dem ſchwachen Menſchenherz nur wenig Troſt und Hoffnung bot. In den Augen der meiſten Philoſophen jener Zeit galt jede Religion als verderblicher Aberglaube, gut genug für die Menge, aber für die Gebildeten kaum der Beachtung werth. Daß alſo Celſus die chriſtliche Religion zum Gegenſtand einer eindringenden Behandlung und Widerlegung machte, ſpricht nicht nur für eine feine und vorurtheilsfreie Beurtheilung ſeiner Mitwelt, ſondern zeigt uns zu gleicher Zeit, wie das Chriſtenthum zu jener Zeit, ganz unabhängig von der jüdiſchen Religion, an Bedeutung gewonnen, ja angefangen hatte, ſelbſt in den Augen eines heidniſchen Philoſophen als etwas Wichtiges, als etwas Gefährliches, als etwas, das mit philoſophiſchen Waffen bekämpft werden mußte, zu gelten.

Das Chriſtenthum verdankte jedenfalls ſeine ſchnelle Verbreitung hauptſächlich ſeiner praktiſchen Seite, namentlich der thatkräftigen Liebe, die es Allen entgegen brachte, die mühſelig und beladen waren. Chriſtus und die Apoſtel hatten es verſtanden, die Armen, die Sünder, die verachtetſten Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft um ſich zu verſammeln. Man bot ihnen Verzeihung für ihre Sünden, Liebe und Theilnahme, wenn ſie nur verſprachen, ſich zu bekehren und nicht ferner zu ſündigen. Von einem Religionswechſel in unſerem Sinne des Wortes war bei dieſen früheſten Nachfolgern Chriſti kaum die Rede. Das

Christenthum war zuerst viel mehr ein neues Leben als eine neue Religion. Die ersten Schüler waren ja und blieben Juden in den Augen der Welt, und daß sie aus den verachtetsten Klassen kamen, stellt selbst Origenes nicht in Abrede. Celsus hatte den Christen vorgeworfen, daß die Apostel, um deren Häuptern zu seiner Zeit schon ein Heiligenschein zu leuchten angefangen hatte, Männer von schlechtem Charakter gewesen, Missethäter, Schiffer und Zöllner. Origenes gibt zu, daß Matthäus ein Zöllner gewesen, ebenso Jakobus und Johannes Schiffer, wahrscheinlich auch Petrus und Andreas, behauptet aber, daß man von den andern Aposteln nicht wisse, wie sie sich ihren Lebensunterhalt verdient hätten. Selbst daß sie Missethäter und Verbrecher gewesen, will Origenes durchaus nicht in Abrede stellen. Er bezieht sich auf den Brief des Barnabas, wo es heißt, daß „Jesus Männer zu seinen Aposteln wählte, die mehr als alle anderen Missethäter sich der Sünden schuldig gemacht“ [1]). Er beruft sich auf die Worte des Petrus, wenn er sagt: „Herr, gehe vor mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch [2])!“

Ebenso sagt Paulus in seinem Briefe an Timotheus [3]): „Denn das ist ja gewißlich wahr, und ein

[1]) Origenes, C. C., I, 63.
[2]) Evangelium Lucä V, 8.
[3]) Brief an Thimotheus I, 1, 15.

theures werthes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, unter welchen ich der vornehmste bin."

Aber Origenes erkennt gerade darin die göttliche Macht der Persönlichkeit und der Lehre Christi, daß durch sie Männer, die tief in Sünden versunken waren, zu einem neuen Leben erhoben werden konnten, und er erklärt es für unrecht, daß man denen, die ihre früheren Sünden bereut und ein reines und Gott wohlgefälliges Leben angetreten hatten, ihren früheren sündhaften Lebenswandel vorwerfen sollte. Er macht sogar keinen Unterschied in dieser Beziehung zwischen den Aposteln und Männern wie Phädo und Polemo, die durch die Philosophie aus dem Pfuhl ihrer Sünden gerettet wurden, und erkennt in der Lehre Christi eine noch größere Macht als in der griechischen Philosophie, weil sie eben ohne alle Künste der Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit ihre rettende und beseligende Kraft bethätigt habe. Was die Apostel waren und was sie durch das Evangelium wurden, erläutert Origenes selbst durch die Worte des Paulus [1]), „denn wir waren auch weiland unweise, ungehorsame, irrige, dienend den Lüsten und mancherlei Wollüsten, und wandelten in Bosheit und Neid, und hasseten uns untereinander."

---

[1] Brief an Titus III, 3.

Er rechnet es den Aposteln zur Ehre an, daß, selbst wenn ihre Selbstanklagen übertrieben waren, sie ihre Sünden so offen bekannt hätten, um den rettenden Einfluß des Evangeliums in ein desto klareres Licht zu stellen. Aber die Thatsache selbst, daß die Apostel sündige und verachtete Menschen gewesen seien, läßt auch Origenes ehrlich bestehen. Wir wissen ja auch, wie wahrhaft menschlich Christus selbst die Ehebrecherin behandelte, wie er die Pharisäer aufforderte, wenn sie selbst frei von Sünde wären, den ersten Stein auf sie zu werfen. Und wer bewundert nicht die alten Pharisäer, die schweigend hinausgingen, Einer nach dem Andern, von den Aeltesten an bis zu den Geringsten, ohne einen Stein zu werfen? Haben wir zu unserer Zeit noch viele solche Pharisäer? Jesus aber entließ die Ehebrecherin mit den mitleidsvollen Worten: „Sündige nicht wieder!“ Daß eine solche Behandlung der sündenbeladenen Menschheit von Ihm, der keine Sünde kannte, einen tiefen Eindruck auf die Menge machte, läßt sich vollkommen begreifen. Wir sehen eine merkwürdige Parallele dazu in dem ersten Auftreten Buddha's und seiner Schüler in Indien. Auch ihm wurde vorgeworfen, daß er Sünder und Ausgestoßene zu sich lud und ihnen Mitleid und Hülfe entgegen brachte. Auch er wurde ein Arzt, ein Heiland der Kranken genannt, und wir wissen, welch' unzählige Menge der

kranken Menschheit bei ihm Heilung gefunden hat. Alles Dies ist menschlich ganz begreiflich. Eine Religion ist ihrem Wesen nach keine Philosophie, und Niemand könnte dem Christenthum einen Vorwurf machen, wenn es sich einzig und allein der Heilung menschlicher Gebrechen gewidmet und alle metaphysischen Fragen abgewiesen hätte. Wir wissen, wie auch Buddha persönlich alle philosophischen Discussionen ablehnte. Als einer seiner Schüler ihm Fragen vorlegte über metaphysische Probleme, deren Lösung jenseits der Grenzen der menschlichen Vernunft liegt, berief er sich darauf, daß er nichts sein wolle als ein Arzt, um die Gebrechen der Menschen zu heilen. So sagt er zu Mâlunkyaputta: „Was habe ich Dir früher gesagt? Sagte ich, komme zu mir und sei mein Schüler, damit ich Dich belehre, ob die Welt ewig ist oder nicht, ob die Welt endlich oder unendlich ist, ob das Lebensprincip mit dem Körper identisch ist oder nicht, ob der vollkommene Mensch nach dem Tode lebe oder nicht?“

Mâlunkyaputta erwiderte: „Meister, Du hast das nicht gesagt.“

Da fuhr Buddha fort: „Hast Du denn gesagt: Ich will Dein Schüler sein, aber beantworte mir erst diese Fragen?“

„Nein,“ sagte der Schüler.

Darauf sagte Buddha: „Ein Mann ward einmal

von einem giftigen Pfeile verwundet, und seine Freunde riefen einen erfahrenen Arzt herbei. Was nun, wenn der Kranke gesagt hätte, ich werde mir meine Wunde nicht untersuchen lassen, bis ich weiß, wer der Mann war, der mich verwundete, ob er ein Edelmann, ein Brahmane, ein Vaiśya oder ein Śûdra war, was sein Name ist, zu welcher Familie er gehört, ob er klein oder groß oder von mittlerer Größe ist, und wie die Waffe aussah, mit der ich verwundet wurde. Wie würde es mit einem solchen Mann gehen? Würde er nicht ganz sicherlich an seiner Wunde sterben?"

Der Schüler kommt dann zur Einsicht, daß er als ein Kranker zu Buddha gekommen sei und von ihm als einem Arzt Heilung gewünscht habe, nicht aber Belehrung über Dinge, die weit über den menschlichen Horizont hinaus liegen.

Man hat es oft Buddha zum Vorwurf gemacht, daß er für seine Religion einen so ausschließlich praktischen Charakter beansprucht und statt Philosophie nichts als Moral gepredigt habe. Diese Vorwürfe datiren aus sehr früher Zeit, wir finden sie in den berühmten Gesprächen zwischen Nâgasena und Milinda, dem König Menandros, etwa 100 v. Chr. Geburt. Und doch wissen wir, wie trotz aller Warnungen von Seiten des Stifters des Buddhismus diese Religion bald von Metaphysik ganz überwuchert worden ist, ja wie schließlich die Metaphysik als Abhidharma

einen anerkannten Platz im heiligen Kanon der Buddhisten gefunden hat.

Aehnlich war es auch im Christenthum. Zu Anfang wollte es nur die Sünder zur Buße rufen. Die Starken, wie Jesus selbst sagte, bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Er betrachtete sich also als Arzt, ganz so wie in früherer Zeit Buddha es gethan. Er erklärte, daß er gekommen sei, nicht um das Gesetz zu zerstören, sondern um es zu erfüllen. An den Früchten sollte man die Wahrheit seiner Lehre erkennen, und von philosophischen Discussionen oder gar von Angriffen auf die Schulen der griechischen Philosophie hören wir fast nichts in den Evangelien. Aber auch hier zeigte es sich bald, daß für eine praktische Reform des Lebenswandels eine höhere Weihe unumgänglich nöthig ist. Man erkannte, was schon ein indischer Philosoph dem Sokrates gesagt haben soll, daß Niemand das Menschliche verstehen könne, der nicht zuerst das Göttliche verstanden. Griechisch gebildete Männer, die sich von den moralischen Grundsätzen der kleinen christlichen Gemeinden angezogen fühlten, wollten doch bald mehr. Sie hatten ja auch den Schritt, den sie gethan, sie hatten das Christenthum, zu dem sie sich bekennen wollten oder bekannt hatten, gegen ihre früheren Freunde und Meinungsgenossen zu vertheidigen, und so entstanden sehr bald die sogenannten Apologien des Christenthums und

Darlegungen der theologischen und philosophischen Anschauungen, welche die Grundlage der neuen Lehre bildeten. Eine Religion, die sich nur aus armen Sündern und Zöllnern recrutirte, hätte kaum in die höheren Schichten der Gesellschaft eindringen und sich in den Hörsälen und Palästen gegen philosophisch gebildete Mitglieder der vornehmen Kreise behaupten können, wenn ihre Vertreter, wie Buddha, alle philosophischen, namentlich alle metaphysischen Fragen einfach abgelehnt hätten.

Wie kamen also hochgebildete, hochgestellte, ganz unabhängige Männer dazu, sich zum Christenthum zu bekennen? Wie machten sie es ihren Freunden und früheren Meinungsgenossen begreiflich, daß sie einen solchen Schritt bona fide gethan hatten? Um dies zu verstehen, hilft uns Celsus und ebenso sein Gegner Origenes.

Die Brücke, welche von der griechischen Philosophie zum Christenthum hinüberführte, war der Logos. Es ist merkwürdig, wie sehr diese Fundamentallehre des Christenthums später in den Hintergrund trat, wie wenig sie selbst unter den Gebildeten unserer eigenen Zeit verstanden und wie oft sie von ihnen unberücksichtigt bei Seite gelassen wird. Im christlichen Alterthume war dies wohl eine Folge der praktischen und politischen Entwickelung der neuen Religion. Man schnitt aber der christlichen Religion dadurch den Lebensnerv ab, der sie mit den höchsten geistigen Er-

rungenschaften der alten, namentlich der griechischen Welt, aufs Engste verband. Erst mißverstand man den Logos, das Wort, den Sohn Gottes, und dann griff man zur Mythologie, um das mißverstandene Dogma begreiflich zu machen. In neuerer Zeit hat man durch fortgesetzte Vernachlässigung der Logoslehre dem Christenthum den wichtigsten Boden unter den Füßen weggenommen und somit seine historische Berechtigung, seinen lebendigen Zusammenhang mit dem griechischen Alterthum fast ganz aus den Augen verloren. Bei uns in Deutschland scheint es fast, als ob Goethe in seinem Faust daran Schuld sei, daß die Logosidee in den weitesten Kreisen als etwas Dunkles, Unbegreifliches, Mystisches betrachtet wird. Viele, wenn sie den Anfang des vierten Evangeliums lesen, „Im Anfang war das Wort", sagen sich, das versteht kein Mensch, und lesen weiter. Wer sich nicht ernstlich und ehrlich bemüht, diesen Anfang des Evangeliums zu verstehen, zeigt aber dadurch, daß er sich wenig um das innerste Wesen des Christenthums kümmert, wie es im vierten Evangelium klar dargelegt ist. Er vergißt, daß zu einer Religion nicht nur Glaube, sondern auch Denken gehört. Es ist keine Entschuldigung, zu sagen: Hat nicht der gelehrte Dr. Faustus sich abgequält, um herauszufinden, was das Wort hier bedeute, und hat es doch nicht gefunden! Er sagt bei Goethe:

Geschrieben steht: „Im Anfang war das Wort!“
Hier stock' ich schon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
Ich muß es anders übersetzen!

Das mußte er aber eben nicht. Er mußte gar nicht übersetzen, sondern Logos als einen Kunstausdruck der griechischen Philosophie acceptiren. Er würde dann gesehen haben, daß man das Wort unmöglich zu hoch schätzen könne, wenn man nur zuerst gelernt, was das Wort in der Sprache der damaligen Philosophie bedeutete. Selbst einem Faust hätte Goethe eine solche Unwissenheit nicht beimessen sollen, wie wenn er dann, ohne alle historische Kenntniß, zu spekuliren fortfährt:

Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin,
Geschrieben steht: „Im Anfang war der Sinn.“
Bedenke wohl die erste Zeile,
Daß deine Feder sich nicht übereile!
Ist es der Sinn, der Alles wirkt und schafft?
Es sollte stehen: „Im Anfang war die Kraft.“
Doch, auch indem ich dieses niederschreibe,
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geist! Auf einmal seh' ich Rath,
Und schreib' getrost: „Im Anfang war die That.“

Hätte Goethe die unhistorische Hermeneutik der modernen Theologen recht geißeln wollen, er hätte es nicht besser thun können, als in diesem Versuch eines vom Geiste sich erleuchtet wähnenden, aber von aller Kenntniß der Geschichte verlassenen Bibelerklärers. Kenntniß der Geschichte der griechischen Philosophie

des ersten und zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt gehört allerdings dazu, um ein Wort wie Logos zu verstehen, das auf griechischem Boden emporgewachsen und mit seinen ersten Wurzeln weit in das hohe Alterthum des griechischen Geistes hineinreicht, das sich eben deshalb gar nicht übersetzen läßt, weder in das Hebräische noch in das Deutsche, sondern das historisch verstanden werden will, ebenso wie viele anderen termini technici, z. B. Logik, Metaphysik, Analytik, Organon 2c., sich nur historisch begreifen und verstehen lassen. Nun kann man wohl nicht in Abrede stellen, daß selbst jetzt die Mehrzahl der gebildeten Leser den ersten Satz des vierten Evangeliums, „Im Anfang war das Wort", entweder rein formelhaft wiederholt, oder glaubt, daß Etwas darin verborgen liege, was für den gewöhnlichen Menschenverstand viel zu tief sei. Das ist ja nun auch theilweise wahr und kann nicht anders sein bei Religionen, welche nicht nur für Unmündige, sondern auch für Weise und Kluge bestimmt sind, die starke Speise sein wollen für die Vollkommenen, und nicht nur Milch für junge Kinder. Die Schuld liegt aber hauptsächlich an der Uebersetzung, ja daß man überhaupt daran gedacht, ein Wort zu übersetzen, anstatt es als das, was es war, als ein Fremdwort, stehen zu lassen. Dies wird noch viel schlimmer, wenn, wie z. B. bei gewissen Uebersetzungen in orientalische

Sprachen, der neubekehrte Christ zu lesen hat: „Im Anfang war das Hauptwort oder das Zeitwort.“ Die richtige Uebersetzung im Deutschen wäre natürlich: „Im Anfang war der Logos.“ Denn Logos ist hier nicht das gewöhnliche Wort logos, sondern ein terminus technicus, den man ebensowenig aus dem Wörterbuch übersetzen kann, als man daran denken würde, Messias oder Christus einfach etymologisch durch der ‚Eingeölte‘ zu übersetzen, oder Angelos durch ‚Laufbote‘ oder ‚Nuntius‘. Läsen wir zu Anfang des Evangeliums „Im Anfang war der Logos“, so wüßte wenigstens ein Jeder, daß er es mit einem fremden, einem griechischen Wort, zu thun habe, und daß er sich ein Verständniß desselben aus der griechischen Philosophie verschaffen müsse, ebenso wie dies bei solchen Worten wie Atom, Idee, Kosmos ꝛc. nothwendig ist. Es ist merkwürdig, was sich der menschliche Verstand gefallen läßt. Millionen von Christen hören und lesen, „Zu Anfang war das Wort“, denken sich entweder nichts oder die unbegreiflichsten Dinge dabei und lesen dann weiter, nachdem sie den Schlüssel zum vierten Evangelium einfach weggeworfen haben. Daß Denken und Nachdenken auch ein Gottesdienst sei, vergessen die Menschen nur zu leicht. Es gehört allerdings Nachdenken und Nachlesen dazu, um sich den ersten Vers des vierten Evangeliums wenigstens im Allgemeinen zugänglich und verständlich zu machen,

aber man kann eben kein wahrer Christ sein, ohne Denken und Nachdenken.

Eine Erklärung von Logos in der griechischen Philosophie ist viel einfacher, als man gewöhnlich glaubt. Man muß nur nicht vergessen, daß für die Griechen Gedanke und Wort unzertrennlich waren und sie daher beide unter demselben Ausdruck, nämlich Logos, verstanden, wenn sie auch zwischen dem innern und äußern Logos unterschieden. Es ist eine der merkwürdigsten Verirrungen des menschlichen Geistes, zu meinen, daß es ein Wort ohne Sinn und einen Sinn ohne Wort geben könne. Die beiden sind unzertrennlich, sie können nicht ohne einander bestehen oder selbst gedacht werden. Ich glaube, in meiner „Science of Thought“ (deutsch „Die Wissenschaft des Geistes im Lichte der Sprache“) klar und deutlich nachgewiesen zu haben, daß und warum Sinn ohne Wort und Wort ohne Sinn unmöglich und undenkbar sind. Hier ist der erste Schlüssel zu einer historischen Lösung des Räthsels zu Anfang des vierten Evangeliums. Wir wissen, daß die griechische Philosophie, nachdem sie alle möglichen Versuche einer mechanischen Welterklärung gemacht hatte, schon in der Schule des Anaxagoras zu der Einsicht gelangt war, daß die hylozoistische, sowie die atomistische Theorie den menschlichen Geist unbefriedigt lasse; und daß es nothwendig sei, einen Gedanken oder denkenden Geist, der sich im

Universum manifestirt, als das Uranfängliche anzusetzen. Dies war der Nous, der Geist des Anaxagoras. Er hätte ihn ebensogut Logos nennen können, denn schon vor Anaxagoras wurde dies Wort gebraucht, um die Vernunft auszudrücken, deren Allgegenwart im Universum erkannt zu haben der große Fortschritt im System des Anaxagoras war. Schon Heraklit hatte Vernunft im Universum geahnt und in Beziehung darauf sogar den Namen Logos gebraucht. Während die Menge in der Moira oder in der Heimarmene nur das Schicksal, das Fatum, erkannte, erklärte Heraklit, daß das Wesen dieser Heimarmene der Logos, die Vernunft sei, welche die Welt durchdringt. Es ist dies der älteste Ausdruck für das Hegel'sche: ‚Was ist, ist vernünftig'. Man darf nur nicht glauben, daß Heraklit diesen Logos für identisch mit seinem Feuer genommen. Er sagt nur, daß das Feuer unter dem Logos stehe, daß es κατὰ τὸν λόγον, nach dem Logos wirke oder, wie wir sagen würden, vernunftmäßig.

Unsere Kenntniß des ganzen Systems des Heraklit ist natürlich so fragmentarisch, daß wir über diesen, sowie über viele andere Punkte nur mit großer Vorsicht sprechen können. Dasselbe gilt, wenn auch in geringerem Maße, von dem System des Anaxagoras. Sein Nous, wenn wir es durch Geist übersetzen, ist umfassender als Logos. Wir müssen aber

nicht glauben, daß dieser Nous einen persönlichen Charakter trug, denn Anaxagoras bemerkt ausdrücklich, daß er ein χρῆμα, ein Ding sei, obwohl er auch gesagt haben soll, daß dieser Nous alle Dinge geordnet habe. Ob ein unpersönlicher Geist überhaupt denkbar sei, das war zu jener Zeit noch ein fernliegendes Problem. Selbst bei Plato können wir nicht klar bestimmen, ob er sich diesen Nous als Gott in unserem Sinne vorgestellt habe, oder als Sophia, Weisheit, ein Wort, was oft bei ihm den Nous vertritt. Merkwürdig ist, daß Plato in seinen echten Schriften das Wort Logos überhaupt nicht gebraucht, und daß auch bei Aristoteles Nous das Erste bleibt, was wir den göttlichen Geist nennen würden, während Logos bei ihm die Vernunft, der Causalnexus, das οὗ ἕνεκα ist, also entschieden etwas Unpersönliches, wenn nicht Unsubjectives.

Plato ist der Erste, der in dem Urgrund Wesen und Sein, oder, wie wir auch sagen könnten, Ruhe und Thätigkeit unterscheidet. Er spricht von einem ewigen Plane der Welt, einem Gedanken der Welt, oder einer gedachten Welt, untrennbar vom Schöpfer, aber doch unterscheidbar. Dies ist die platonische Welt der Ideen, die der sinnlich wahrnehmbaren, der phänomenalen Welt, zu Grunde liegt. Was ist natürlicher und verständlicher als dieser Gedanke? Wenn die Welt einen Urheber hat, können wir als ver-

nünftige Menschen anders denken, als daß der Gedanke, der Plan dieser Welt, dem Urheber zugehörte, daß er gedacht wurde und damit zum ersten Male verwirklicht ward? Nun, dieser Plan, dieser Gedanke war der innere Logos, und wie jeder Gedanke sich unmittelbar im Wort äußert, so auch dieser, der dann der äußere Logos hieß. Der äußere Logos war ohne den inneren Logos nicht möglich, ebenso wie ein Wort ohne Sinn und Verstand unmöglich ist. Aber auch der innere Logos verwirklicht sich erst im äußeren, so wie der vernünftige Gedanke nur im Wort verwirklicht werden kann. Diese Unterscheidbarkeit und doch Unverschiedenheit und Untrennbarkeit des Logos als Gedanke und Wort ist von der höchsten Bedeutung für die christliche Speculation; ohne dies genau begriffen zu haben, bleibt, wie wir sehen werden, das Verhältniß des Sohnes zum Vater, wie wir es bei Clemens und anderen Kirchenvätern erklärt finden, ganz dunkel und nebelhaft. Wir haben keinen Begriff ohne ein Wort, und die Sprachwissenschaft hat uns gezeigt, wie jedes Wort, selbst das konkreteste, auf einen Begriff basirt ist. Wir können Baum nicht denken, ohne das Wort, oder eine Hieroglyphe irgend welcher Art. Wir können sogar sagen, es gibt für uns keinen Baum, außer im Wort, denn in der Natur der Dinge gibt es nur Eichen oder Buchen, aber nie und nimmer einen Baum. Und was für Baum gilt, gilt für alle

Worte, oder, um mit Plato zu reden, für alle Ideen, oder, wenn wir stoisch sprechen, für alle Logoi. Es gibt zwar Tausendkünstler, die ohne Worte denken zu können vorgeben, ja die sich nicht wenig darauf einbilden, dieses Kunststück ausführen zu können. Sie vergessen nur gar zu oft, daß ihre unaussprechlichen Gedanken nichts als dunkle Gefühle sind, ja sie unterscheiden nicht einmal zwischen Vorstellung und Begriff, und übersehen, daß wenn wir von Worten sprechen, wir darunter nicht Schallnachahmungen oder Interjektionen, sondern nur und ausschließlich begriffliche Worte verstehen, d. h. solche die auf Begriffen beruhen und von Wurzeln abgeleitet sind. Die alten griechischen Philosophen, vielleicht von ihrer Sprache dabei begünstigt, scheinen das wahre Verhältniß von Logos zu Logos nie vergessen zu haben, und das letzte Resultat ihres Denkens war ihre hierauf begründete Weltanschauung. Obgleich es nun Mode ist, von den späteren Platonikern verächtlich zu sprechen, so sollten wir doch stets anerkennen, daß wir ihnen die Erhaltung dieses, des kostbarsten Juwels aus der reichen Schatzkammer der griechischen Philosophie verdanken, daß die Welt die Aeußerung und Realisirung des göttlichen Denkens, daß sie das ausgesprochene göttliche Wort ist.

Wir können hier nicht auf die verschiedenen Nüancen eingehen, unter denen sich Plato und seine

Nachfolger dieſe Ideen vorſtellten. Zuweilen werden ſie dargeſtellt als unabhängig von dem Schöpfer, als Vorbilder, als goldene Standbilder, zu denen der ſchöpferiſche Geiſt hinaufſchaut. Bald werden ſie aber als Gedanken dieſes Geiſtes ſelbſt aufgefaßt, als etwas Zweites, Gewordenes, zuweilen auch als etwas Selbſtändiges, ſo ſelbſtändig wie der Sohn in Bezug auf ſeinen Vater iſt. Der ganze Logos mit allen Ideen wurde in dieſer Weiſe zu dem erſtgebornen Sohn des Schöpfers, ſo jedoch, daß der Vater nicht ohne Sohn Vater, der Sohn nicht ohne Vater Sohn ſein konnte. Alle dieſe Verſchiedenheiten, ſo unbedeutend ſie auch vom rein philoſophiſchen Standpunkt aus ſcheinen, beanſpruchen Beobachtung wegen des Einfluſſes, den ſie ſpäter auf das chriſtliche Dogma, namentlich auf das der Trinität ausübten, ein Dogma, welches, ſo ſpecifiſch chriſtlich es erſcheinen mag, doch in allen ſeinen weſentlichen Punkten auf griechiſche Elemente zurückgeführt werden muß.

Das Merkwürdige iſt allerdings, daß auch die jüdiſche Philoſophie auf ſehr ähnliche Gedanken hinauslief, natürlich nicht mit der Reinheit und Schärfe des griechiſchen Geiſtes, aber doch mit derſelben Abſicht, nämlich um die in der Natur erkannte Vernunft und Weisheit mit ihrem übernatürlichen Jehovah wieder in Verbindung zu bringen. Die Juden waren aus den Sprüchen Salomonis und ähnlichen Werken

mit der Weisheit sehr wohl bekannt, die von sich sagt V. 22 ff.: „Der Herr hat mich gehabt im Anfang seiner Wege; ehe er was machte, war ich da. Ich bin eingesetzt von Ewigkeit, von Anfang, vor der Erde . . . Ehe denn die Berge eingesenkt waren; vor den Hügeln war ich bereitet . . . Da er die Himmel bereitete, war ich daselbst; da er die Tiefen mit seinem Ziele verfassete . . . Da war ich der Werkmeister bei ihm; und hatte meine Lust täglich, und spielete vor ihm allezeit.“ Diese und ähnliche Gedanken waren den jüdischen Denkern geläufig (siehe Hiob 28, 12; Sprüche 8 und 9; Jesus Sirach 1, 4), und es war natürlich, daß sie bei ihrem Zusammenstoß mit griechischer Philosophie, namentlich in Alexandrien, diese herkömmliche Auffassung der Weisheit Gottes in dem Logos der griechischen Philosophen wieder zu erkennen suchten. Wir sehen dies am deutlichsten bei Philo, einem Zeitgenossen Christi, von dem es oft schwer zu sagen ist, ob er mehr als Grieche oder als Jude denkt. Während den Griechen durch Abstraktion die Brücke zwischen Welt und Gott fast verschwunden war, so hatten die Juden aus mißverstandener Ehrfurcht den Schöpfer so weit über seine Schöpfung hinausgerückt, daß auf beiden Seiten das Bedürfniß einer Vermittelung oder eines Vermittelers tief gefühlt wurde. Der jüdische Gott war kaum besser als der epicuräische. Wenn die Epicuräer lehrten, daß es wohl einen Gott

gäbe, daß er sich aber nicht um die Welt kümmere, so waren unter den Juden des ersten Jahrhunderts gnostische Ideen im Schwung, nach denen nicht der höchste, sondern ein untergeordneter Gott die Welt geschaffen habe und sie regiere. Des höchsten Gottes schien das Werk der Schöpfung unwürdig. Philo ergriff also die stoische Idee des Logos oder der Logoi, um seinen transcendentalen Gott wieder in Verbindung mit der sichtbaren Welt zu bringen. Die wichtigsten Eigenschaften und Kräfte Gottes wurden hypostasirt als Wesen, die bei der Schöpfung und Regierung der Welt betheiligt waren. Philo's Gott schafft oder besitzt in sich zuerst eine gedachte, unsichtbare Welt[1]), die auch die Welt der Ideen[2]) oder die Idee der Ideen[3]) genannt wird. Diese Ideen sind die Vorbilder[4]) aller Dinge, und die Macht, durch welche Gott sie schuf, wird oft Sophia oder Episteme, Weisheit und Wissen, genannt[5]). Diese Ideenwelt in ihrer Ganzheit entspricht nun, wie man leicht ersieht, dem griechischen Logos, die einzelnen Vorbilder den platonischen Ideen oder den stoischen Logoi.

Der ganze Logos oder das All der Ideen wird von Philo, also ganz unabhängig vom Christenthum, der wahre Sohn Gottes genannt, während die ver-

---

[1]) κόσμος νοητός, ἀόρατος. — [2]) κόσμος ἰδεῶν. — [3]) ἰδέα τῶν ἰδεῶν. — [4]) παραδείγματα. — [5]) Philo, vol. I, p. 106. —

wirklichte Welt von christlicher Lehre, als der zweite Sohn gilt. Wenn der erste Logos zuweilen das Abbild oder der Schatten Gottes genannt wird, so ist die sinnliche Welt das Bild des Bildes, der Schatten des Schattens. Mehr logisch ausgedrückt wäre dann Gott die **causa efficiens**, die Materie die **causa materialis**, der Logos die **causa instrumentalis**, während die Güte Gottes zuweilen als **causa finalis** hinzukommt. Hier sehen wir auch zugleich den Unterschied zwischen jüdischer und griechischer Geistesarbeit. Im Alten Testament und bei Philo wird die Sophia oder Weisheit Gottes zu einem halb mythologischen Wesen, einer Göttin, welche Mutter, ja sogar Amme[1]) aller Wesen genannt wird. Sie gebar unter vielen Schmerzen aus dem Samen Gottes, wie Philo sagt[2]), den einzigen und geliebten sichtbaren Sohn, d. h. diesen Kosmos. Dieser Kosmos heißt nun bei ihm der Sohn Gottes[3]), der eingeborene[4]), während der erste Logos der erstgeborene[5]) ist, und als solcher oft mit der Sophia und ihrer Thätigkeit zusammenfällt[6]). Auch der ältere Sohn[7]) wird er genannt, und somit von einem jüngeren Sohne[8]), von der wirklichen, sichtbaren Welt, unterschieden. Aber auch diese göttliche Sophia darf nach Philo ebensowenig als Gott selbst in un-

---

[1]) τιθήνη. — [2]) De ebrist. VIII, 1, 361 seq. — [3]) υἱὸς τοῦ θεοῦ. — [4]) μονογενής. — [5]) πρωτόγονος. — [6]) σοφία = θεοῦ λόγος. — [7]) πρεσβύτερος υἱός. — [8]) νεώτερος υἱὸς τοῦ θεοῦ. —

mittelbarer Berührung mit der unreinen Materie kommen. Diese Berührung geschieht nach ihm durch die Vermittelung gewisser Kräfte[1]), welche theilweise den griechischen Logoi entsprechen, und die in seiner poetischen Sprache auch als Engel dargestellt werden[2]). Philo sagt geradezu, daß man die ewigen Logoi, d. h. die platonischen Ideen, Engel zu nennen pflege.

Wir ersehen hieraus, in welcher etwas nebelhaften Atmosphäre Philo lebte und schrieb, und wir können sicher sein, daß er nicht der einzige war, der in dieser Weise die jüdische Religion mit griechischer Philosophie verquickte. Auch in der samaritanischen Theologie, bei Onkelos und Jonathan sollen sich Spuren der Logosideen finden[3]). Wenn wir nun im vierten Evangelium, also etwa in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, dieselbe Verquickung der christlichen Lehre mit platonischer Philosophie, nur in viel klarerer Weise, beobachten, so können wir kaum im Zweifel sein, aus welcher Quelle die Ideen des Logos, als des eingebornen Sohnes Gottes, und der göttlichen Weisheit ursprünglich stammen. Christliche Theologen sind mehr geneigt, die ersten Keime dieser christlichen Dogmen im Alten Testament zu finden, und es ist nicht zu leugnen, daß analoge Ideen im Geiste der Verfasser

[1]) δυνάμεις.
[2]) M. M. Theosophy, S. 406.
[3]) Lücke, Commentar über das Evangelium Johannis.

von einigen Büchern des Alten Testaments nach Ausdruck ringen. Aber sie sind immer mythologisch gefärbt, und von einer wahrhaft philosophischen Auffassung des Logos, wie sie uns als das Resultat Jahrhundert langen Denkens bei den Platonikern und Neu-Platonikern, bei den Stoikern und Neu-Stoikern entgegentritt, ist bei den Propheten und Philosophen des Alten Testaments absolut keine Spur. Nach einem Worte wie Logos, nach einer Auffassung des Kosmos als des Ausdrucks eines vernünftig denkenden Geistes, namentlich nach den Logoi als den Arten des Logos, als den Urgedanken und Urbildern des Weltalls, sehen wir uns in Palästina vergebens um. Es ist schwer zu begreifen, weshalb Theologen sich so eifrig bemüht haben, die Keime des Logosdogma lieber bei Juden als bei Griechen zu suchen, als ob irgend etwas darauf ankäme, auf welchem Boden die Wahrheit gewachsen sei, und als ob nicht für rein speculative Wahrheiten der griechische Boden weit tiefer gepflügt und weit besser gepflegt worden war, als der jüdische. Daß Philo für platonische Ideen und namentlich für den stoischen Logos, ja selbst für die Logoi ein Unterkommen in seinem eignen Hause fand, daß andere Philosophen so weit gingen, die Grundwahrheiten der griechischen Philosophie geradezu als aus dem Alten Testament entlehnt zu betrachten, ist ja bekannt; aber solche Dinge sind durch neuere Forschungen unmöglich

geworden. Die Anklänge an den griechischen Logos, die sich im Alten Testament finden, haben ein großes Interesse, insofern sie uns die spätere Verquickung semitischer und arischer Ideen historisch verständlicher machen, auch insofern sie, ebenso wie die Anklänge, die sich bei Indiern und selbst bei rothen Indianern[1]) finden, die Wahrheit oder wenigstens die allgemein menschliche Natürlichkeit eines Logosdogma bestätigen. Aber wo auch immer, außerhalb Griechenlands, das Wort Logos uns entgegentritt, ist und bleibt es ein fremdes Wort, ein hellenischer Gedanke.

Jüdische Philosophen, indem sie das Wort bei sich aufnahmen, haben nur ihre alten Schläuche mit neuem Most gefüllt, mit der natürlichen Folge, daß der Most die alten Schläuche zerriß; — ohne aber verschüttet zu werden. Denn er war es, der, von Männern, wie dem Verfasser des vierten Evangeliums, wie Hippolytus, Origenes, Clemens und den besten unter den Kirchenvätern aufgenommen, ihnen die Stärkung und Begeisterung gab, mit der sie die Welt, mit der sie namentlich die Festung der heidnischen Religionen, ja selbst die hellenische Philosophie siegreich erstürmten. Hätte der vierte Evangelist sagen wollen, daß Christus die göttliche Sophia oder die Schekinah, oder, wie in Hiob, die Weisheit als Furcht Gottes gewesen sei,

[1]) M. M. Theosophy and Psychological Religion, p. 383.

würde er wohl gesagt haben: „Im Anfang war der Logos, und der Logos ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit?“ Warum denn die Thatsachen nicht nehmen, wie sie sind, und das verbessern wollen, was gar keiner menschlichen Verbesserung bedarf? Das christliche Dogma ist und bleibt, was es ist; es ruht auf einem unerschütterlichen Bogen, dessen eine Stütze das Alte Testament, die andere die griechische Philosophie ist, die eine so unentbehrlich wie die andere. Wir vergessen nur zu leicht, wie viel das Christenthum in seiner Ueberwindung der griechischen Philosophie dieser griechischen Philosophie selbst verdankt. Die moralische und sociale Regeneration des Volkes hätte das Christenthum wohl auch ohne die Waffen des griechischen Geistes durchführen können; aber eine Religion, namentlich im Zeitalter der verfallenen griechischen und römischen Philosophie mußte auch auf den Kampf mit den besten, den gebildetsten, den gelehrtesten Klassen der Gesellschaft gerüstet sein, und zu einem solchen Kampfe gehörte eine Kenntniß der Waffen, die in den Schulen der griechischen Philosophie geschmiedet worden waren. Wir können deshalb den Werth des vierten Evangeliums für eine Kenntniß der damaligen Geistesbewegung gar nicht hoch genug anschlagen. Es ist ganz wahr, daß eine Religion

keine Philosophie zu sein braucht, aber sie darf doch auch der Philosophie keine Antwort schuldig bleiben. So wenig Nachdruck wir jetzt auf das Logosdogma legen, für die damalige Zeit war es der Mittelpunkt, der Lebenskern der ganzen christlichen Lehre. Man lese irgend welche Schrift des Athanasius oder eines anderen von den älteren Kirchenvätern, und man wird erstaunt sein, wie sie überall mit dem Worte (Logos) anfangen, als ob es fertig und gegeben sei, und dann erst weiter gehen um darzuthun, daß das Wort der Sohn Gottes sei, und schließlich, daß der Sohn Gottes Jesus von Nazareth gewesen sei. Religiöse und philosophische Fragen hängen hier eng zusammen. Gewinnen die christlichen Philosophen auf der einen Seite die Göttlichkeit des Sohnes Gottes, so behalten sie auf der andern Seite die Vernünftigkeit des gewordenen oder geschaffenen Weltalls. ‚Das All ist Logos, ist Wort oder Vernunft', war damals ebenso sehr der Kampfruf der herrschenden Philosophie, als jetzt das gerade Gegentheil davon der Kampfruf der Darwinianer geworden ist, welche die Species, die Arten, d. h. die Logoi, die göttlichen Gedanken, nicht aus dem Urgeist, sondern aus natürlicher Wahl, aus den Umständen oder Zufällen, aus dem Ueberleben des Passendsten zu erklären suchen. Und was ist denn das Passendste, wenn nicht das Vernünftige, das platonische Gute, d. h. der Logos? Warum denn gleich-

sam in das Steinalter menschlichen Denkens zurückkehren, warum denn die Natur von Neuem verholzen, nachdem sie schon vor tausend Jahren von den größten griechischen Philosophen und christlichen Denkern als etwas Geistiges, als eine Welt ewiger Gedanken erkannt worden ist? Wie würden Männer wie Herder, Schelling und Hegel über eine solche Weltanschauung gelächelt haben! Ja Darwin selbst würde sich seiner Schüler schämen, denn er sah, wenn auch nicht immer deutlich, daß alles Diesseitige ein Jenseitiges voraussetze, er verlangte im höchsten Momente seines Buches nach einer Ursache, ja nach einem Urheber. Man lese sodann die Schriften der philosophisch gebildeten Kirchenväter, und überall hören wir vom Logos, der im Anfang war, und durch den Alles gemacht ist, weit mehr als von Gott, der im Anfang Himmel und Erde schuf.

Hier liegt nun auch das große Interesse der verlorenen Schrift von Celsus. Wenn er, wie Origenes meint, Epicuräer war, so würde er selbst kein persönliches Interesse am Logos gehabt haben. Aber dieser Logos war so sehr Gemeingut der griechischen Philosophie zu damaliger Zeit geworden, daß der Jude, unter dessen Maske Celsus zu Anfang die Christen angreift, ganz natürlich seine Bereitwilligkeit ausdrücken konnte, den Logos als den Sohn Gottes anzuerkennen. Origenes sagt nun allerdings, daß hier

der Jude aus seiner Rolle falle, denn er selbst habe viele jüdische Gelehrte gekannt, und keiner hätte eine solche Ansicht, daß der Logos der Sohn Gottes wäre, gekannt oder anerkannt. Dies zeigt, daß Origenes die Schriften des Philo nicht kannte, denn Philo Judäus würde sicher gegen eine solche Lehre nichts einzuwenden gehabt haben, da er selbst den Logos geradezu den erstgebornen Sohn (υἱὸς πρωτόγονος)[1]) nennt. Wenn also Celsus der heidnische Philosoph, durch den Mund des Juden den Christen zugibt, daß der Logos der Sohn Gottes ist, so verwahrt er sich nur gegen die Identification irgend eines Individuums mit dem Sohn Gottes und indirect mit dem Logos, d. h. er will kein Christ sein. Jedenfalls sehen wir, wie geläufig der damaligen Zeit die Anschauung war, daß die ganze Schöpfung die Realisation des Logos, ja des Sohnes Gottes war, daß Gott in der Welt sich ausgesprochen, sich offenbart habe, daß jede natürliche Art (Species) ein Wort, ein Gedanke Gottes, daß schließlich der Gedanke der ganzen Welt aus Gott geboren, und somit der Sohn Gottes sei.

Diese Idee eines Sohnes Gottes, obgleich — in ihrem philosophischen Sinn — entschieden griechisches Eigenthum, hatte allerdings auch bei den Juden vorbereitende Anklänge, auf welche von christlichen

[1]) M. M. Theosophy, S. 404.

Theologen wiederum großes und nur zu großes Gewicht gelegt wird. Im fünften Buche Moses lesen wir: „Ihr seid Kinder des Herrn eures Gottes.“ Im Buche Enoch CV, wird auch der Messias Sohn Gottes genannt, und wenn der Versucher zu Christus sagt, Matthäus IV, 1: ‚Bist du Gottes Sohn‘, so heißt das dasselbe als: Bist du der Messias[1]).

Die Frage ist nun: Ist diese jüdische Auffassung des Sohnes Gottes als Messias auch die christliche? Sie ist es gewesen, wenigstens in einer Schrift der christlichen Gemeinde, im vierten Evangelium, und sie hat ihren Ausdruck gefunden erstens in der Darstellung, daß Joseph von David abstammt, zweitens im Glauben, daß Jesus keinen irdischen Vater gehabt habe. Hier sieht man sogleich den ersten klaren Widerspruch zwischen christlicher Philosophie und christlicher Mythologie. Wenn Joseph eben nicht der Vater von Jesus war, wie könnte Joseph's Abstammung von David die königliche Abstammung von Jesus beweisen? Und wie folgt daraus, daß er der Sohn Gottes war, daß er keinen irdischen Vater hatte? Obgleich er Sohn Gottes war, so hieß er doch der Sohn des Zimmermanns, und seine Brüder und Schwestern waren wohl bekannt. Die göttliche Geburt verlangt

[1]) Ebenso in Matthäus VIII, 29; XXVI, 63. Markus XI, 11. Lucas I, 35.

die menschliche, ja sie ist ohne sie ganz unverständlich. Wir wissen jetzt aus der jüngst entdeckten alten syrischen Uebersetzung der Evangelien, daß die beiden Gedankenströmungen, daß Christus der Sohn Gottes war, und daß er zugleich einen irdischen Vater hatte, ganz ungestört neben einander hinfließen konnten, ohne daß die eine die andere trübte.

Es war das Mißverstehen der geistigen Geburt Christi aus seinem göttlichen Vater, ja aus seiner göttlichen Mutter (der Ruach, femin., dem heiligen Geist), das es für nöthig erscheinen ließ, ihm einen irdischen Vater abzusprechen und zu behaupten, daß selbst seine menschliche Mutter ihn nicht auf menschliche Weise empfangen und geboren habe. In der ältesten Zeit der christlichen Gemeinde war das anders. Man verstand damals, daß bei Christus die göttliche Kindschaft Hand in Hand gehe mit der irdischen, ja daß die eine ohne die andere ihren wahren Sinn verliere. In einem syrischen Palimpsest, der vor Kurzem auf dem Sinai-Kloster von Mrs. Smith Lewis entdeckt worden ist und der, im fünften Jahrhundert geschrieben, einen noch älteren syrischen Uebersetzer[1]) voraussetzt, sehen wir jetzt einen griechischen Urtext, vielleicht aus dem zweiten Jahrhundert, vor uns, in der

[1]) Siehe Wellhausen in „Nachrichten der königlichen Gesellschaft zu Göttingen", 1895, S. 12.

die Davidiſche Genealogie von Joſeph (Matth. 1, 16) wirklich die Genealogie von Jeſus iſt, denn es heißt dort: „Jakob zeugte Joſeph, Joſeph, dem die Jungfrau Maria verlobt war, zeugte Jeſus, welcher Chriſtus genannt wird.“ Ebenſo heißt es in Vers 21: „Sie wird ihm einen Sohn gebären,“ und in Vers 25: „Und er heirathete ſeine Frau, und ſie gebar ihm einen Sohn, und er nannte ſeinen Namen Jeſus.“ Dieſe rein menſchliche Herkunft von Jeſus ſtört nun in keiner Weiſe den Glauben an ſeine wahre göttliche Herkunft, als des Sohnes Gottes, als des Erſtgeborenen, des Ebenbildes Gottes, deſſen Name hieß das Wort Gottes, d. h. Logos. Im Gegentheil, ſie entfernt alle Schwierigkeiten, mit denen ſo viele Chriſten, offen oder im Stillen, gekämpft haben, wenn ſie ſich fragten, wie man ſich wohl eine menſchliche Geburt, eine menſchliche Mutter ohne einen menſchlichen Vater denken ſolle. Auch eine Vergöttlichung der Mutter oder ſelbſt der Großmutter, wie ſie von der römiſchen Kirche proclamirt worden iſt, helfen keiner ehrlichen Seele aus dieſem von wohlmeinenden, aber unwiſſenden Theologen geſchaffenen Sumpf heraus. Die alten chriſtlichen Philoſophen, die alten Kirchenväter, Heilige und Märtyrer, ſie allein geben uns Licht und Leitung. So lange wir die göttliche Sohnſchaft Chriſti vom jüdiſchen oder griechiſch-mythologiſchen Standpunkt auffaſſen, bleibt die wahre göttliche

Natur Christi reine Phrase. Wenn wir aber die rechtgläubigsten und aufgeklärtesten Männer des zweiten Jahrhunderts zu Rathe ziehen, so finden wir, daß Männer wie Justin, Tatian, Theophilus, Athenagoras, Apollonius[1]) und Clemens, von Origenes gar nicht zu sprechen, an Jesus als den eingeborenen Sohn Gottes[2]), in dem Sinne glaubten, welchen diese Worte damals für jeden griechisch sprechenden und griechisch denkenden Mann hatten. Dieser Sohn wird oft dargestellt als vom Vater unterscheidbar, aber nicht als trennbar. Von einem Sohne Gottes im jüdischen Sinne des Wortes, von einem Nachkommen David's, hätte der Evangelist nie und nimmer gesagt, daß alle Dinge durch ihn gemacht waren. Das gilt nur vom wahren Sohn Gottes, vom Logos, als dem Gedanken Gottes, der in der sichtbaren Welt ausgesprochen ist.

In welchem Sinne dieser Logos in Jesus wiedererkannt wurde, ist allerdings eine schwierige Frage, und hier würde uns das Werk des Celsus von großem Nutzen gewesen sein, denn er sagt ausdrücklich, daß auch er gegen die Logosidee nichts einzuwenden habe, wie aber philosophische Köpfe eine Fleischwerdung[3]) dieses Logos in Jesus annehmen könnten, ginge über

[1]) Siehe „Deutsche Rundschau", 1895, Bd. XXXIII, S. 47.

[2]) Den μονογενὴς υἱὸς τοῦ θεοῦ.

[3]) Ὁ λόγος σὰρξ ἐγένετο. —

seinen Verstand. Man muß nur bedenken, daß für Celsus die Materie und das Fleisch als etwas so Unreines galten, daß nach ihm die Gottheit überhaupt nur durch unendliche Mittelglieder (einen wahren foetus aeonum) auf die Materie wirken konnte. Es ist eben dieser Unklarheit in der Auffassung von Jesus als Logos in der christlichen Gemeinde zuzuschreiben, daß Celsus zwar nicht den Joseph, wohl aber den Panthera als seinen leiblichen Vater darstellt [1]). Hiergegen spricht Origenes natürlich mit größter Entrüstung, und die Sage ist eben nichts als eine von den vielen Verleumdungen, wie wir sie fast immer bei den Widersachern einer neuen Religion und ihrer Stifter finden. Für die wahre Natur, für die göttliche Geburt Christi hätte natürlich, wie dies auch Origenes selbst zu fühlen scheint, eine solche Erzählung gar keine Bedeutung. Wahr aber bleibt es, daß kein Schriftsteller von Autorität aus dem zweiten und dritten Jahrhundert es klar auseinandergesetzt hat, in welchem Sinne die christliche Gemeinde Jesus als den Logos aufgefaßt habe.

Drei Auffassungen sind möglich. Die erste scheint die des vierten Evangeliums gewesen zu sein, daß nämlich der Logos, in seiner ganzen Fülle, als der Sohn, der von Anfang bei Gott war und Gott war,

[1]) C. C. I, 32. —

durch den alle Dinge gemacht waren, daß dieser Logos Fleisch ward in Jesus, und daß dieser Jesus Denen, die an ihn als Logos glaubten, die Macht gab, selbst auch Gottes Kinder zu werden, geboren, so wie Er, nicht von dem Geblüte noch von dem Willen des Fleisches, sondern von Gott. Dies mag es auch erklären, weshalb die legendenhaften Einzelheiten der Geburt Christi im vierten Evangelium gar nicht erwähnt werden. So klar aber auch die Absicht des Evangelisten ist, so dunkel bleibt es doch immer, wie er sich den Vorgang dieser Menschwerdung eines ewigen, über Zeit und Raum erhabenen, die ganze Welt begreifenden Wesens gedacht habe, welches unter ihnen wohnte, welches, wie es im Brief Johannis heißt, von Anfang war, das wir gehöret haben, das wir gesehen haben mit unseren Augen, das wir beschauet haben und unsere Hände betastet haben, das Wort des Lebens[1]) u. s. w. Denken wir uns einmal in diese Anschauung hinein, in die Einheit des Göttlichen, das im Vater, im Logos und in allen Seelen, die den Logos erkannt haben, lebt und webt, so begreifen wir dann, was es bedeutete, daß wer an Jesus glaubt, von Gott geboren ist, daß, wer den Sohn hat, das Leben hat. Die Wahrheit haben, das ewige Leben haben, den Sohn haben, den Vater

[1]) λόγος τῆς ζοῆς.

haben, — dies Alles bedeutet dann ein und dasselbe für den Evangelisten und für die größten unter den ante-nicäanischen Kirchenvätern.

Nun könnte aber zweitens die Auffassung, daß der Logos in Jesus geboren sei, einfach dasselbe bedeuten, was Philo meint, wenn er vom Logos in Abraham und in den Propheten spricht. Dies wäre von Philo's Standpunkt aus in Bezug auf Abraham verständlich, reichte aber offenbar nicht hin, um die Vergottung Christi zu erklären, wie wir sie bei allen Evangelisten finden.

Es bliebe also nur noch eine dritte Auffassung möglich. Philo weiß sehr gut, daß Gott eine unendliche Anzahl von Kräften oder Gedanken hat, die alle Logoi genannt werden konnten, und die zusammen den Logos ausmachen. Wenn man nun unter diesen Logoi den der Menschheit als den höchsten auffaßt, und Jesus als den fleischgewordenen Logos, als die ausgesprochene und vollkommen realisirte Idee des Menschen betrachtet, so wäre Alles verständlich. Jesus wäre dann der ideale Mensch, der einzige unter den Sterblichen, der die Idee des Menschen, wie sie in Gott lag, vollkommen verwirklicht hätte, der also auf der einen Seite der Sohn Gottes, auf der anderen der Menschensohn, der Bruder aller Menschen war, wenn sie nur Christus als den Sohn Gottes in sich erkennen und seinem Beispiel nacheifern wollten. Dies

wäre eine ganz richtige und auch für uns vollkommen verständliche und annehmbare Auffassung. Aber so viel Schwierigkeiten sie auch entfernen würde, die Schwierigkeit bleibt, daß wir keinen historischen Beweis für eine solche Auffassung von Jesus als Logos der Menschheit beibringen können. Wir sind zu arm an historischen Denkmälern der drei ersten christlichen Jahrhunderte, um über den inneren Gedankengang selbst der hervorragendsten Persönlichkeiten jener Zeit mit Zuversicht sprechen zu können. Ueberall, selbst in Bezug auf einige der Hauptfragen der christlichen Religion, müssen wir uns auf Combination und Construction verlassen. Nicht nur bei den Evangelisten, sondern auch bei vielen der Kirchenväter wiegt das Gefühl über den Verstand vor, und ihre Aeußerungen lassen nur zu oft, wie die spätere Geschichte der Kirche es ja nur zu deutlich bewiesen hat, die verschiedensten Auslegungen zu. Trotz alledem müssen wir versuchen, nicht nur in ihre Gefühle, sondern auch in ihre Gedanken einzudringen, und nicht glauben, daß sie Worte ohne Gedanken gebrauchten. Daß dies unmöglich sei, sage ich nicht. So undenkbar es ist, daß Worte ohne Gedanken entstehen oder bestehen, so wissen wir doch nur zu wohl, daß Worte zu Wörtern werden, daß sie verblassen und absterben und schließlich zu vox et praeterea nihil werden können. Es ist aber die Pflicht des Geschichtsforschers und nament-

lich des Sprachforschers, solche Werke, die ihren Geist aufgegeben, ins Leben zurück zu rufen, und diesen Zweck soll auch womöglich, was ich hier über die Bedeutung des Logos geschrieben habe, erfüllen, zugleich aber auch es klar machen, daß mein Wunsch auf Entdeckung des Originaltextes des **Sermo verus** von Celsus kein eitler Wunsch war. Ich erfahre jetzt, daß derselbe schon früher von keinem Geringeren als Barthold Niebuhr ausgesprochen worden ist.

Das Pferdebürla.

Wenn man in einer Zeitschrift schreibt, die, wie die „Deutsche Rundschau", eine weltweite Verbreitung hat, so erhält man Briefe von allen Ecken und Enden der Erde. Manche davon sind nicht mehr als Gezwitscher in den Bäumen; man hört zu und geht weiter. Andere enthalten hier und da etwas Nützliches, und dafür ist man dankbar, freilich oft nur im Stillen, denn Tag und Nacht zusammen haben doch nur vierundzwanzig Stunden, und da bleibt oft nur wenig Zeit für Briefe. Interessant ist es, zu sehen, wie gründlich man oft mißverstanden wird. Während der eine Ungenannte den Schreiber der Freidenkerei und Ketzerei beschuldigt, klagt ein Anderer, und meistens ein Genannter, über orthodoxe Engherzigkeit, Heuchelei und Blindheit, die dann meistens dem armen Oxford angerechnet wird, das im Ausland wenigstens dabei immer im Geruch hochkirchlicher Glaubensstrenge steht. Was die Hochkirche zu bedeuten hat, ist schwer zu sagen; es ist eben eine Floskel.

Nun, mit alledem sind solche Briefe nützlich, denn sie geben uns eine Idee von dem Publikum, mit dem man zu thun hat, das man gern beeinflussen möchte, das aber meistens seine eigenen Wege geht, wie es ihm eben am bequemsten ist. Oft kommen uns solche Urtheile aus den höchsten, zuweilen auch aus den tiefsten Kreisen, und es ist schwer, zu sagen, welche von beiden am lehrreichsten sind. Die Probleme der Menschheit in all ihrer Einfachheit sind ja doch dieselben für uns alle, nur daß sie von verschiedenen Gesichtspunkten angesehen und mit verschiedenen wissenschaftlichen oder praktischen Absichten behandelt werden. Männer vom Fach verstehen sich leicht; sie haben ihre eigene Terminologie; aber die Männer, die nicht vom Fach sind, gehen oft mehr gerade auf die Frage los, sehen mehr auf den Grund und lassen sich nicht mit Autoritäten oder hergebrachten Formeln abfinden. Diese Herren sind oft schwer zu beschwichtigen. Mit Fechtern, die ihren Schläger nach den Regeln der Schule führen, kann man schon auskommen: man weiß schon, was man zu erwarten hat, und wie eine Quart oder Terz zu pariren ist. Aber mit einem Gegner, der mit dem Schläger frisch hinein haut, ist es oft schwer, fertig zu werden, und man erhält eine Schramme, wo man es am wenigsten erwartet oder verdient hat. So ungefähr ging es mir mit einem unbekannten Gegner, der mir von einem Orte in der

Nähe von Pittsburgh schrieb, nicht weit vom Ohio. Er hatte dort in seiner ländlichen Einsamkeit die „Deutsche Rundschau“ zu Gesicht bekommen und meinen Aufsatz über Celsus gelesen. Ich weiß nichts von ihm, außer was er selbst schreibt, aber der Mann interessirte mich. Er sagt in seiner derben Weise doch so ziemlich dasselbe, was Andere in gelehrte Phrasen hüllen, und seine Zweifel und Bedenken kommen offenbar aus dem Herzen sowohl als aus dem Kopfe. Die Fragen der Menschheit haben ihm Noth, wahre Herzensnoth gemacht, und nachdem er Alles, so gut er konnte, ehrlich durchgedacht hat, stehen ihm seine Ueberzeugungen felsenfest, und gelten ihm Alle, die anders denken, nicht nur als Thoren, sondern leider auch als Heuchler. Das ist das Schlimmste bei diesen einsamen Denkern, daß sie es gar nicht fassen können, wie man ohne unehrlich zu sein, anderer Meinung sein könne, als sie selbst. Sie selbst sind ehrlich gegen sich gewesen, daran können sie nicht zweifeln, und folglich können sie nicht begreifen, wie Andere, die anderer Meinung sind, ebenfalls ehrlich sein und auf geradem Wege zu ihrer Ueberzeugung gelangen konnten, die der ihrigen direkt entgegen steht. Oft ist es ihnen sehr schwer geworden, mit ihrem alten, von Kindheit auf gehegten Glauben zu brechen, und sie können es nur als Feigheit und Schwachheit betrachten, wenn Andere, wie sie meinen, dies Opfer

nicht gebracht haben oder bringen wollen. Doch lassen wir das nach Amerika übersiedelte Pferdebürla selbst sprechen. Ich gebe seinen Brief genau, wie ich ihn empfangen, ohne irgend welche Aenderung. Mir scheint es, der Mann spricht nicht nur für sich, sondern für Viele, die denken so wie er und nur das Talent und die Gelegenheit nicht haben, sich klar und deutlich auszusprechen. Ich entschloß mich also, ihm zu antworten, und als ich einmal angefangen, lief mir die Feder davon, und mein Brief wuchs unversehens zu einem größeren Umfange, als ich beabsichtigt hatte. Ob er den Brief erhalten, weiß ich nicht; jedenfalls muß er an seine Adresse abgegeben worden sein, da er mir nicht zurückgeschickt worden ist. Da ich nun aber seit Februar nichts wieder von ihm gehört, und er in seinem Briefe von einem Brustkatarrh spricht, „der ihn hoffentlich in nicht langer Zeit einem fröhlichen Ende zuführen werde", so darf ich wohl nicht länger auf eine Antwort warten und übergebe die Correspondenz der Oeffentlichkeit, in der Hoffnung, daß es noch andere Pferdebürle in der Welt gibt, denen dieselbe genehm sein könnte.

Pittsburgh Pa., U. St., 26. Februar 1896.

Lieber Collega Max Müller!

Der Aufsatz in der „Deutschen Rundschau" über Celsus hat mir sehr gefallen. Was macht's, daß ich

Ihnen unbekannt bin? Ich liebe Sie, und diese Thatsache gibt mir ein Recht, Ihnen 'mal zu schreiben. Was seufzen Sie denn über das verlorene Original? Nach jenem Celsus strecke ich nicht den kleinen Finger aus: hin ist hin, wie die verlorenen Theile von Tacitus' Annalen. Höchstwahrscheinlich sind beide Verluste dem christlichen Fanatismus zuzuschreiben. Tacitus haßte die Juden und die von ihnen stammende christliche Secte. Nun aber, Väterchen Max, haben wir nicht viel größere moderne Celsusse und Tacitusse, z. B. David Hume und Schopenhauer? Man sollte meinen, nachdem diese Heroen geschrieben, wäre das positive Christenthum eine Unmöglichkeit, und doch ist das Beharrungsvermögen des Irrthums so stark, daß es noch mehrere Jahrhunderte nehmen dürfte, ehe das Ende der christlichen Aera erreicht ist. Hat es wohl je in der Weltgeschichte etwas Beschämenderes für den Charakter des Menschengeistes gegeben, als diese trotz alledem und alledem fortdauernde Lug- und Truggeschichte und Phantasterei der christlichen Religion? Und gibt es angesichts unserer Erkenntnisse und der Natur und der Stellung des Menschen in derselben etwas so Unerträgliches, ja Hassenswerthes, als die Einimpfung des Irrthums ins zarte Bewußtsein der Schuljugend? Ich schaudere im Innersten zusammen bei dem Gedanken, daß in hunderttausend von Kirchen und Schulen täglich, ja stündlich dieser handwerksmäßige

Ruin des Höchsten, was es gibt, des Bewußtseins, des menschlichen Gehirns, in allem Ernst betrieben wird. Max, bist Du vielleicht auch noch ein Gottesfabler? Die englische Atmosphäre mag Dir zur Entschuldigung dienen. Nun, ich könnte keinem Hunde einen Streich versetzen; bin aber voller Mordgier gegen die jüdische Gottesidee, das Seelengespenst und die Unsterblichkeitsphantasterei. — Die Sachen liegen so einfach und klar vor uns: wir sind die am höchsten stehenden Wesen der planetarischen Thierwelt und ein und desselben Wesens mit derselben. Nach unserem Tode sind wir wieder so gut aufgehoben wie vor unserer Geburt. Die Natur redet so deutlich, daß die ewigen Zustände vor und nach unserer Geburt identisch sind.

„Du frägst mich, was dies Gaukelspiel besage?
Nimm diese Antwort auf die Frage:
Als Wechselspiel dem ew'gen Meer entsprungen,
Wird's wieder von demselben Meer verschlungen."
(Omar Khayyam, Bodenstedt.)

Nun aber ist nichts in der Welt so falsch als der Satz, daß Lügen jemals was Gutes stiften könnten. Nichts in der Welt ist uns so heilsam als die Wahrheit, und die Wahrheit ist unter allen Umständen liebenswürdig, schön, hochheilig. Vor der Wahrheit der Natur laßt uns knieen: sie kann sich nicht irren. Die Unterscheidung von Gut und Böse muß endlich fallen, die böse Erbschaft vom Judenstamm. Max,

auf ſtillen Feldern, in einem ſchleſiſchen Gebirgsdörfchen, habe ich einſt Purzelböcke geſchlagen vor der Freude an der Erkenntniß, daß dieſe Unterſcheidung falſch iſt, und daß das Gute mit dem Böſen eine Identität bildet. Max, Du wirſt doch nicht etwa böſe auf mich? Ich bin kein verſchulter Menſch! Nie habe ich eine höhere Schule beſucht, was mich ſehr freut hintennach, da eine deutſche Wörterbildung doch nur verbildend wirken kann. Das moderne Leben iſt für Jedermann mit offenem Sinn eine wahre Hochſchule. Max, alle deutſchen Gelehrten, oder bitte, die Mehrzahl derſelben, ſind immer noch im Wahn befangen, als ſei der Geiſt ein „prius“. Mit Nichten, Max! Der Geiſt iſt ein development, ein ſich entwickelndes Phänomen. Man ſollte es für unmöglich halten, daß ein denkender Menſch, der je ein Kind beobachtet hat, anderer Meinung ſein könnte; warum denn Geſpenſter hinter der Materie ſuchen? Der Geiſt iſt eine Function lebendiger Organismen, welche auch eine Gans, ein Huhn beſitzt. Aber nun, Max, warum ſich nicht mit den Grenzen unſerer Erkenntniß, durch Erfahrung bedingt, gemüthlich zufrieden geben und das infame Fabuliren und tyranniſche Lügen aufgeben? Die einzige Liebe, die ich mit fünfzig Lebensjahren noch im Buſen hege, iſt die unſtillbare, holde Sehnſucht nach jener Wahrheit, die uns das Schickſal verſagt hat.

Max, ein ganz Freier biſt Du immer noch nicht,

das ersah ich daraus, daß Dir der religiöse Congreß in Chicago gar sehr imponirt hat[1]). Ich war dabei, als alle die bunt gekleideten Götzendiener vom Cardinal Gibbons zum stupiden Shintopfaffen und zur häßlichen Baptistenpredigerin herab auf der Plattform beisammen saßen. Es war recht bunt und ergötzlich anzusehen. Sie Alle schwatzten Unsinn durch einander und dünkten sich sehr weise. Nur eine einzige Auslassung interessirte mich: ein buddhistischer gelber Mönch frug, was man von englischen Missionären halten sollte, die bei Hungersnöthen Brod unter die Armen vertheilen, aber nur unter der Bedingung, daß sie den christlichen Aberglauben dafür annehmen (gleichviel ob aufrichtig oder nicht). Die sogenannten „ethischen Culturgesellschaften" hatten beim Comité für diese zahlreichen religiösen Congresse keine Zulassung gefunden. Max, es war ein Jammer, alles Gesalbader von Ableserei anzuhören. Niemand hatte memorirt. Dicere de scripto ist eine Schande für gelehrte Leute. Nur der Cardinal Gibbons hielt eine kurze, aber farblose und fade, freie Ansprache, die mit der Heuchelei schloß, was Großes es sei, sich von dieser Welt unbefleckt zu erhalten. Verfluchte Heuchler, ihr selbst seid ja diese Welt, zwar immerhin recht

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau. 1895, Bd. LXXXII, S. 409 ff.: „Das Religions-Parlament in Chicago", von F. Max Müller.

jämmerlich inkarnirt, aber ihr selbst seid diese „befleckte Welt“. — Warum denn die stupide Unterscheidung von Gut und Böse noch länger festhalten, wenn wir uns sagen müssen, daß das Böse zur Constitution der Dinge nothwendig zubehört, und die Welt gar nicht möglich wäre, ohne zu sein, wie sie ist. Wir müssen so sein, wie wir sind, oder wir wären gar nicht. O schöne Sehnsucht nach den Urgründen! Unsere Unwissenheit ist gleich dem Bösen — willkommen. Laß uns, o Max, das Böse und die Unwissenheit herzlich umarmen, denn wären wir elende Tugendkrüppel allein und wüßten wir Alles, so hielten wir's gar nicht aus im Leben. So aber genießen wir frisch-fröhlichen Kampf und tragen holde Sehnsucht im Busen.

Max, wie geht Dir's persönlich? Hast Familie? Wie ist Dein Gesundheitszustand? Wie alt? In welchem Verhältniß stehst Du zur englischen Gelehrtenkaste? Kennst Du den einzigen deutschen Mann und Geisteshelden, Emil Dühring in Berlin? Die Kenntniß der Schriften des Dr. Dühring halte ich für die größte Gunst des Schicksals, das mir zu Theil geworden. Die Juden und Staatsprofessoren halten seinen Ruhm unterm Scheffel. Ach, könnten nicht solche unabhängige Männer wie Du, geehrter Max Müller, etwas thun, um diesen Heroen der studirenden Jugend näher zu rücken? Dühring ist der einzige

Schriftsteller der Gegenwart, der fast ohne Abzug genießbar ist. Was soll man von unserer zeitgenössischen deutschen Gelehrtenkaste sagen, die feige genug ist, die größte Capacität, welche unser Jahrhundert erzeugt hat, so lange zu unterschlagen. Wäre ich gestellt wie Sie, wie wollte ich mein „quos ego“ nach Deutschland hinüber schreien. Bitte, Herr Landsmann, mir auf diesen Erguß hin doch einige Zeilen Antwort zu gewähren, damit ich eigentlich zu wissen bekomme, wer und was Sie sind. — Ich bin ein schlesisches Pferdebürla (zum Unterschied von den Kühbürla's, die mit frommen Muh-Muhs ihren Acker bestellen). Statt hohe Schulen zu besuchen, hütete ich die Kühe, pflügte, ackerte, erntete, half dreschen im Winter. Beim Kuhhüten blies ich Flöte in den Thälern des Sudetengebirges, und da der alte Schulmeister des Dörfchens sehr mit den Händen zitterte, so bat ich ihn, mich doch probiren zu lassen, ob ich nicht die Orgel für ihn spielen könnte. „I, Du Lümmel, kannschst ja besser spiele wie ich.“ Pumps, bekam ich ein Kopfstück vom Schulmeister. Dann übernahm mein ältester Bruder das Bauerngut von 75 Morgen — ganz umsonst, und wir anderen Buben konnten — gehen. Wir kratzten das Reisegeld nach Amerika zusammen, und so kam ich vor circa dreißig Jahren nach Malericam, wo es mir — Gott sei Dank, hätt' ich bald gesagt — immer ziemlich schlecht gegangen

ist. Gut und schlecht gehen ist bei mir auch identisch. Nur keinen Unterschied, denn angesichts des schnellen Vorübergehens des Lebens lohnt sich's nicht, an Unterschiede überhaupt ernstlich zu denken. Ans Heirathen konnte ich nie denken, erstens weil die Weiber hier zu Land „mehrschtendeels" ganz zuchtlose „Völker" sind, nicht kochen können und viel zu viel Geld für den Haushalt verbrauchen. Ueberdies habe ich nicht mehr lange zu leben, da ich einen mir sehr treu ergebenen Brustkatarrh, **verging upon a perfect asthma**, besitze, der mich hoffentlich in nicht langer Zeit einem fröhlichen Ende entgegenführt. — Vielleicht werden Sie nun denken: was für ein trostloser Mensch, der an mich geschrieben hat. Ei der Tausend: Ich hab' mich allzeit der Sonne erfreut und Hunderte von traulichen Stunden vor meinem Wintergesellschafter, einem eisernen Oefchen, allein gesessen. Die letzten drei Abende hab' ich bei einem Talglicht Ihren Celsus-Aufsatz in der „Deutschen Rundschau" wiederholt durchgelesen. — In Bezug auf Ihre Begeisterung für das religiöse Plapperment in Chicago möchte ich noch bemerken, daß Sie ganz im Recht gewesen wären, wenn Sie die toto-Ausstellung in Chicago als das größte Ereigniß der letzten zehn Jahre hingestellt hätten. Ich kam 1892 im September durch Chicago, besuchte den projektirten Expositionsplatz und fand eine reine Wildniß daselbst, kaum ein einzelnes Gebäude

halb fertig — und — o Wunder der Wunder! Was amerikaniſcher Unternehmungsgeiſt und Organiſationsgenie innerhalb des einzigen dazwiſchen liegenden Winters zu Stande brachte. Man konnte ſich gar nicht vom Staunen erholen, was 10 000 Arbeiter unter Yankee-Peitſchen in einem halben Jahre fertig bringen können. There was money in the business, und dafür leiſtet Jonathan wahre Wunderwerke. Aehnliches iſt nie in der Welt geleiſtet worden. Der Amerikaner iſt durchaus großartig zugeſchnitten, und trotzdem wir hier politiſch arg verludert ſind, hege ich doch die beſten Hoffnungen für die Zukunft eines Landes, das in ſolchen Händen iſt.

Mit tauſend freundlichen Grüßen

Das nach Amerika überſiedelte
ſchleſiſche Pferdebürla.

Ich erwiderte meinem unbekannten Freunde und Briefſteller, wie folgt:

Mein guter Freund!

Sie ſind eine ehrliche Haut, ich bin es auch, glaube ich, aber unſere Anſichten gehen doch ſehr weit von einander. Ich bin ein alter Profeſſor, bin jetzt 72 Jahre alt oder, wie man mir oft ſagt, 72 Jahre jung. Ich habe auch mit nichts angefangen und habe gearbeitet, nicht bis ich reich, aber bis ich unabhängig

wurde. Hier im reichen England und im reichen Oxford gelte ich als ein armer Mann, bin aber ganz zufrieden und nenne das reich sein. Ich bin seit 37 Jahren verheirathet, habe einen Sohn als Gesandtschaftssekretär in Konstantinopel und eine glücklich verheirathete Tochter mit vier Enkeln. Nun wissen Sie Alles, was Sie zu wissen wünschten. Von meinem Unglück, dem Verlust zweier Töchter, muß ich schweigen.

Zeit meines Lebens habe ich mich mit der Vergangenheit beschäftigt, bin ein Sprachforscher und also auch ein Geschichtsforscher gewesen, habe namentlich die geschichtliche Entwickelung der verschiedenen Religionen der Menschheit durchstudirt und zu diesem Zwecke alte Sprachen, namentlich orientalische Sprachen, lernen müssen. Wenn man sein Leben einem solchen Fache widmet, so gewinnt man Interesse und Liebe zu der alten Menschheit und möchte wissen, was ihnen in diesem Jammerthal als Seelentrost gedient hat. So wie Sie wahrscheinlich Liebe und Interesse für Ihre Fohlen, Stuten und Hengste gewonnen haben, habe ich Interesse für die alten und neuen Religionen gewonnen. Und wie Sie wahrscheinlich Ihre Pferde nicht sogleich todtschlagen oder wegwerfen, weil sie Fehler haben, scheuen, ausschlagen, sich bäumen ꝛc., so schlage auch ich nicht gleich alle Religionen todt, am wenigsten mein eigenes Reitpferd, weil sie einige Fehler haben, mich zuweilen im Stich

lassen, sich unvernünftig gebärden, ja mit der Nase in der Luft auf den Hinterfüßen tanzen, sondern ich suche sie zu verstehen. Wenn man erst etwas verstehen kann, so kann man auch Vieles verzeihen. Nun, daß viele Religionen, auch unsere eigene, ihre Fehler und Schwächen haben, ganz so wie Ihre Pferde, das weiß ich vielleicht besser als Sie. Aber haben Sie sich wohl einmal gefragt, was wohl aus der Menschheit geworden wäre ohne alle Religion, ohne die Ueberzeugung, daß es jenseits unseres Horizontes, d. h. unserer Grenze, auch noch etwas geben müsse? Sie werden sagen: woher wissen wir das? Nun, kann es denn eine Grenze geben ohne etwas Unbegrenztes dahinter? Können Sie sich eine Grenze denken, ohne ein Jenseits? Ist das nicht so richtig als irgend ein Lehrsatz der Geometrie? Wenn es nicht so wäre, wie erklärten wir es wohl, daß die Menschheit nie ohne einen Glauben an ein Jenseitiges, nie ohne Religion gewesen, in den höchsten sowie in den tiefsten Schichten?

Dieser Horizont, diese Grenze bezieht sich nun nicht nur auf den Raum — da gibt sie wohl jeder zu, selbst wenn die Grenze jenseits der Nebelsterne verlegt würde — sie bezieht sich ebenso auf die Zeit. Sagen Sie: die Welt ist viel älter, als wir glauben — gut, sage ich, aber wäre sie Millionen Jahre alt, so hätte es doch eine Zeit gegeben, ehe sie Millionen

Jahre, ja ehe sie einen Tag alt war. Auch das wird wohl Niemand bestreiten. Aber wenn wir zu den Grenzen unserer Sinne und unseres Verstandes kommen, dann bäumt sich das Pferd, dann meinen wir, nichts könne über unsern Verstand gehen. Nun fangen wir mit unseren fünf Sinnen an. Sie scheinen unsere Flügel zu sein; bei Lichte besehen sind sie aber unsere Fesseln, unsere Gefängnißwände. Alle unsere Sinne haben ihren Horizont und ihre Grenze und die Grenzen in der objektiven Welt sind unser Machwerk. Unsere Augen reichen kaum auf eine Meile, dann hört es auf. Die Bewegung des Sekundenzeigers können wir noch beobachten, die des Minutenzeigers entgeht uns. Warum denn? Wir mögen wissen, daß eine Kanonenkugel durch unser Gesichtsfeld fliegt, aber fixiren können wir sie nicht. Warum denn nicht? Unsere Fühlhörner sind eben sehr schwach und reichen nur über einen sehr beschränkten Raum. Und wie es im Großen ist, so ist es auch im Kleinen. Wir sehen ein Nadelöhr, aber die Infusorien und die Bakterien, die doch sicher da sind und uns so viel zu schaffen machen, die können wir nicht sehen. Mit Ferngläsern und Vergrößerungsgläsern können wir das Feld unserer Wahrnehmung um etwas ausdehnen, aber die Beschränktheit und Schwachheit unserer sinnlichen Eindrücke bleibt nichtsdestoweniger ein nicht wegzuleugnendes Factum. Wir leben in einem Gefängnisse, in

einer Höhle, wie schon Plato sagte, und dennoch nehmen wir unsere Eindrücke so, wie sie sind, und bilden aus ihnen allgemeine Begriffe und Worte, und mit diesen Begriffsworten bauen wir das stattliche Gebäude oder diesen Thurm von Babel auf, den wir dann die menschliche Wissenschaft nennen.

Ja, sagen dann gewisse Philosophen, unsere Sinne mögen beschränkt und unzuverlässig sein, aber unser Verstand und nun gar unsere Vernunft, die sind doch unbeschränkt und erkennen nichts an, was über sie geht. Nun, was thut denn dieser hochweise Verstand? Hat uns Hobbes nicht schon lange gelehrt, daß der Verstand addirt und subtrahirt — und voilà tout. Er nimmt die Sinneseindrücke, faßt sie zusammen, betastet sie, begreift sie und bezeichnet oder nennt sie nach irgend einem Merkmal, und wenn der Mensch erst Worte hat, dann geht das Addiren und Subtrahiren, aber leider auch das Untereinanderwerfen und Schwatzen erst recht los, bis wir endlich jene Philosophie und jene Religion zuwege bringen, die Ihren Zorn und gar Ihre Mordgier in so hohem Grade gereizt haben. Trotzdem steht es ganz fest, daß wir so wenig über den Horizont unserer Sinne hinauskommen, als wir aus unserer Haut hinausspringen können. Nun kennen Sie aber ja den alten Spruch von Locke, obgleich er viel älter als Locke ist, daß nichts in unserem Intellect ist, was nicht erst in unseren Sinnen

war. Und deshalb, soweit wir auch unser Wissen durch Addiren und Subtrahiren ausdehnen, überall fühlen wir zu Ende unseren Horizont, unsere Begrenztheit, unsere Unwissenheit, wie es bei der Begrenztheit unserer Sinne gar nicht anders sein kann. Immer erhalten wir die alte Antwort: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!“

Sie sagen aber, daß wir überhaupt gar kein Recht haben, von einem Geist zu sprechen. Das mag sein, aber Alles hängt davon ab, was wir unter Geist verstehen. Gehört nicht selbst dazu, daß wir sehen und hören, Geist, d. h. ein Empfänger? Das Auge kann doch nicht sehen, so wenig als eine Camera obscura sieht. Das wahre Sehen und Hören und Fühlen ist nicht durch die Sinneswerkzeuge wahrnehmbar, sondern durch den Empfänger, denn ohne ihn könnten die Sinnesorgane gar nicht Widerstand leisten, gar nicht empfangen, gar nicht wahrnehmen. Dieser Unbekannte nun, der jenseits der Sinne liegt, der Empfänger muß doch da sein. Namen nennen ihn nicht; das ist ganz wahr. Vielleicht wäre es besser gewesen, ihn x oder den Unbekannten zu nennen, aber wenn wir nur wissen, was wir meinen, warum nicht ihn Geist oder Spiritus, d. h. Hauch nennen? Sie nennen ihn Seelengespenst. Nun gut, aber ohne ein solches Seelengespenst kommen wir eben nicht aus, es sei denn, daß Sie sich selbst für einen bloßen

photographiſchen Apparat halten, und ich glaube nicht, daß Sie das thun.

Sie können freilich noch immer ſagen, daß der Geiſt ein development, ein ſich entwickelndes Phänomen ſei! Richtig verſtanden, iſt das gewiß wahr, aber was hat das Wort „Entwickelung“ für Denkſchaden in jüngſter Zeit angerichtet! Darwin ſelbſt hat wahrhaftig viel Schönes und Wahres ans Tageslicht gebracht. Er hat nachgewieſen, wie viele der ſogenannten Species nicht unabhängige Schöpfungen ſind, ſondern ſich aus anderen Species entwickelt haben. Das heißt alſo, er hat die alte falſche Nomenclatur der Naturgeſchichte corrigirt und eine richtigere Claſſification eingeführt. Er hat die Arbeit des Weltenſchöpfers ſehr vereinfacht. Das Verdienſt wird ihm Niemand abſtreiten, und es iſt ein großes Verdienſt. Und die Herren, die nun gar glaubten, daß jede Species ihren eigenen Schöpfungsakt verlangte und vom Schöpfer apart fertig gemacht werden mußte (wie es namentlich in England hergebrachte Meinung war und oft noch iſt), können ſich nicht genug bei Darwin bedanken, daß er ihnen eine einfachere und würdigere Idee von der Entſtehung der Erde mit ihrer Pflanzen- und Thierwelt beigebracht hat.

Aber nun kommt der Herr Herbert Spencer und erzählt uns: We have to deal with man as a product of evolution, with Society as a product of

evolution, and with moral phenomena as products of evolution! Das klingt prächtig, aber Jedermann, der die Vergangenheit nicht ganz ignorirt, weiß, daß Evolution oder Entwickelung weder etwas Neues noch etwas sehr Nützliches ist. Früher sagte man einfach, der Baum wächst, das Kind entwickelt sich, und man trug dies metaphorisch auf Gesellschaft, Staat, Wissenschaft und Religion über. Man nannte das Studium dieser Entwickelung Geschichte, zuweilen auch genetische oder pragmatische Geschichte. Anstatt aber wie jetzt von Entwickelung mit unbemerkbaren Uebergängen zu sprechen, suchten fleißige und ehrliche Forscher früher gerade diese Uebergänge zu bemerken, und die Männer und die Ereignisse kennen zu lernen, die einen entschiedenen Fortschritt in der Geschichte der Gesellschaft oder in der Geschichte der Moral klar markirten. Dazu gehörte sorgsame Arbeit, aber das Resultat war auch etwas ganz Anderes als jetzt, wo sich Alles entwickelt, und zwar, was das Schlimmste ist, nach unmerkbaren Graden. In der Naturgeschichte ist das anders; da kann man schon eher von Evolution oder Wachsthum sprechen, weil eben Niemand das Gras wachsen sieht oder hört, auch noch Niemand den früher so allgemein angenommenen Uebergang vom Reptil zum Vogel beobachtet hat. Hier muß man schon unbemerkbare Uebergänge zugeben. Nur muß man auch hier nicht über die Thatsachen hinausgehen, und

wenn ein Mann wie Virchow uns versichert, daß die Mittelstufen zwischen dem Menschen und irgend welchem Thiere bis dato noch nicht gefunden sind, so wird es wohl, trotz aller Donnerwetter, dabei sein Bewenden haben. Ich gehe aber noch weiter. Selbst angenommen, sage ich, daß es einen unmerkbaren Uebergang vom Pithecanthropos zum Menschen gäbe, was seinen Schenkel, seinen Schädel, sein Gehirn, seinen ganzen Körper betrifft — hätten wir damit einen Uebergang vom Thiere zum Menschen gefunden? Gewiß nicht, denn der Mensch ist Mensch, nicht weil er keinen Schwanz hat, sondern weil er spricht, und sprechen bedeutet nicht nur mittheilen, — das kann auch das Thier, vielleicht selbst besser als der Mensch — sondern es bedeutet denken, und denken, nicht nur wie das Thier denkt, sondern begrifflich denken. Und dieses kleine Ding, der Begriff, ist eben der Uebergang, den noch nie ein Thier fertig gebracht hat. Sowie der Affe es thäte, wäre er ipso facto ein Mensch, trotz seines miserablen Gehirns, trotz seines langen Schwanzes.

Begriffe stellen sich nun nicht von selbst ein (sonst würden wir sie wohl auch bei Thieren finden), sondern sie sind spezielles Machwerk, theils von unseren Vorfahren gemacht und von uns mit unserer Sprache ererbt, theils von begabteren Menschen selbst jetzt noch von Zeit zu Zeit fertig gebracht. Dieses Machen

setzt nun doch wohl einen Macher voraus, und wenn wir nun diesen Macher, dieses unsichtbare, jenseitige, unsichtbare, aber doch sehr wirksame x, vorläufig Geist nennen, haben wir uns damit wirklich schuldig gemacht, wie Sie sagen, ein Seelengespenst heraufbeschworen zu haben? Nennen Sie es Gespenst, wenn Sie wollen, aber selbst als Gespenst hat es ein Recht zu existiren. Nennen Sie es Geist, Hauch, Hauchen, Wollen, oder, mit Schopenhauer, Wille, immer bleibt ein Er oder Es übrig, und dies Er oder Es, dieses promoniale Seelengespenst werden Sie nie los.

Und wenn wir nun mit unseren Sinnen eine Welt wahrnehmen, wie sie uns gegeben ist, ob wir wollen oder nicht, und wenn wir in dieser objectiven Welt, in diesem Jenseits, welches so Viele für ein Diesseits halten, überall Zweckmäßigkeit erkennen, müssen wir dann nicht auch für das, was in der Natur sich als zweckmäßig oder vernünftig manifestirt, einen Namen haben? Sollen wir es bloß x nennen, oder können wir das Wort, welches das in uns zweckmäßig Wirkende bezeichnete, auch auf dieses Unbekannte übertragen und von einem Welt-Geist sprechen, ohne den die Natur nicht das wäre, was sie doch ist? Die Natur ist nicht verrückt oder incohärent. Wenn das Kind geboren ist, hat die Mutter Milch und wozu? Doch wohl, um das Kind zu ernähren. Das Kind

hat die Lippen und Muskeln, doch wohl zum Saugen. Wenn die Frucht am Baume reif ist, so fällt sie zur Erde, voll von Samenkörnern. Die Schale bricht, der Samen fällt auf die Erde, der Himmel regnet, der Regen befruchtet den Samen, die Sonne scheint und läßt ihn wachsen, und wenn der Baum gewachsen ist und wieder Blüthen und Frucht trägt, so ist die Frucht dem Menschen zuträglich, ist Nahrung, nicht Gift für ihn. Ist das alles ohne Zweck, ohne Vernunft? Ist es eine Symphonie ohne Componist? Auch der Mensch braucht Regen und Sonnenschein, er braucht auch Wärme und Dunkelheit, und dies alles wird ihm gegeben, so daß er leben und arbeiten und denken kann. Was wäre der Mensch ohne die Dunkelheit? ohne die Ruhe der Nacht? Wahrscheinlich verrückt. Was wäre er ohne Sonnenschein? Wahrscheinlich ein Esquimaux oder ein Murmelthier. Wie merkwürdig aber ist es, daß, so wie der Baum sich immer wieder erneut, so auch der Mensch. Der Sohn ist verschieden vom Vater, und doch, wie gleich! Wo ist denn nun die Form, die das ewig sich gleich Bleibende im Menschen bewahrt und doch jedem einzelnen Menschen Freiheit und Individualität läßt? Woher sodann die Zweckmäßigkeit in der ganzen Natur? Das ist eine alte Frage und hat viele Antworten erhalten, weise und thörichte. Leider vergißt die Menschheit so oft, was schon erreicht worden ist

und fängt dann immer wieder von vorn an. Darwin war ein fleißiger, fein beobachtender und wunderbar combinirender Mann. Aber er war kein Philoſoph und wollte es auch nicht ſein. Er meinte, daß Alles, was in der Natur zweckmäßig erſcheint, aus dem Survival of the fittest komme. Das iſt ja aber keine Antwort. Man fragt: warum bleibt das Zweckmäßige übrig? Und was iſt die Antwort? Weil nur das Zweckmäßige übrig bleibt! Kommen wir nun zur Natürlichen Wahl, nun, wer iſt dann der Wähler und wählt? Das ſind nichts als Phraſen, die alle längſt bekannt, alſo längſt abgemacht ſind und doch immer wieder aufgewärmt werden. Wenn wir in der Natur Zweckmäßigkeit oder Vernunft erkennen, ſo haben wir ein Recht, zu ſchließen, daß der Grund davon in der ewigen Vernunft, in dem Ewig-Vernünftigen liegt. Hinter allen Dingen liegt der Gedanke oder die Idee. Gibt es vernünftige Gedanken in der Natur, ſo muß es auch einen vernünftigen Denker geben. Hinter allen Bäumen, Eichen, Birken, Tannen liegt der Gedanke, die Idee, die Form, das Wort, der Logos von Baum. Wer hat das gemacht oder gedacht, ehe noch der erſte Baum da war? Einen Baum kann man nie ſehen; man ſieht nur eine Eiche, eine Birke, eine Tanne, nie einen Baum. Aber der Gedanke oder die Idee des Baumes tritt uns in allen Bäumen verwirklicht und vervielfältigt entgegen.

Dasſelbe gilt von allen Dingen. Niemand hat je ein Thier, einen Menſchen, einen Hund geſehen, ſondern nur einen Bernhardiner, ein Windſpiel, einen Dachshund, ſtreng genommen ſelbſt das nicht. Was iſt denn nun das Bleibende, immer Wiederkehrende in den Hunden, das, wodurch ſie ſich alle gleich ſind, die unſichtbare Form, in der ſie alle gegoſſen ſind? Das iſt der Gedanke, die Idee, der Logos von Hund. Gibt es denn nun einen Gedanken ohne einen Denker? Sind die Gedanken in der Natur, die Millionen von Dingen, welche unſer Wiſſen ausmachen, aus den Wolken gefallen? Haben ſie ſich ſelbſt gemacht, oder hat ſie die Natur gemacht? Wer iſt denn die Natur? Mann, Weib, Ding? Wenn die Natur wählen könnte, ſo könnte ſie auch denken und machen. Aber kann ſie das? Nein, Natur iſt ein Wort, ganz nützlich zu gewiſſen Zwecken, aber ganz leer, ganz ungreifbar, ganz unbegreiflich. Natur iſt ein Abſtraktum, ebenſo gut wie Hund oder Baum, nur weit kollektiver. Wenn wir Gedanken, Vernunft, Zweck in der Natur erkennen, ſo hilft es Alles nichts, wir müſſen einen Denker in, über, hinter der Natur annehmen und müſſen doch auch einen Namen für ihn haben. Alſo der jenſeitige Denker aller Dinge, aller Ideen, aller Worte, der nie ſichtbar iſt und nie begreifbar ſein kann, eben weil er jenſeitig iſt, deſſen Gedanken aber allen Geſchöpfen, ja der ganzen

Schöpfung zu Grunde liegen, der uns also, wenn nur recht verstanden, in allen Dingen handgreiflich oder sinnbildlich entgegentritt, in der einzigen sinnlichen Weise, in der er uns sinnlichen Wesen entgegentreten kann, warum sollten wir ihn nicht Geist oder Gott nennen oder wie die Juden Jehovah, die Mohammedaner Allah, die Brahmanen Brahman? Entweder — oder. Entweder wirkt Vernunft in der Natur, oder Natur ist ohne Vernunft, ein Chaos, ein Wirrwar. Weder survival of the fittest noch natural selection könnte Ordnung in diesen Wirrwar bringen, es sei denn, daß man meine, daß, wenn man nur die Typen in einer Druckerei tüchtig zusammenschüttele, daraus zufällig Goethe's „Faust" entstehen könne. Will man durchaus an natural selection oder survival of the fittest festhalten, nun gut, so verlege man nur die Wahl in ein Etwas, das wählen kann, und überlasse die fitness oder Zweckmäßigkeit dem Urtheile eines Urhebers, der wirklich urtheilen und denken kann.

Ich hoffe, das ist Ihnen so weit klar; aber was für uns klar ist, würde nicht auch für Kinder klar sein und ebensowenig für die Menschheit in ihrer Kindheit, vor fünftausend oder fünfzigtausend Jahren. Ich habe nun hauptsächlich herauszufinden gesucht, wie diese alten, in vielen Dingen noch ungebildeten Menschen dazu kamen, an etwas Jenseitiges, Unsichtbares, Ueber-

menſchliches, Ueberirdiſches zu glauben. Man kann aus ihrer Sprache und aus den älteſten Denkmälern ihrer Religion ſehen, daß ſie frühzeitig bemerkten, daß etwas in der Welt geſchehe. Die Welt war nicht dunkel und ruhig und todt. Die Sonne ging auf, der Menſch erwachte und ſagte zu ſich und dem Sonnenlicht: Woher? Er ſagte: Halt, was da? Wer da? So ein Ding wie die Sonne geht doch nicht von allein auf. Es ſteckt da etwas dahinter. Nun, zuerſt hielt man wohl die Sonne ſelbſt für einen Arbeiter: ſie vollbrachte ja die größte Arbeit auf Erden, gab Licht, Wärme, Leben, Gedeihen, Früchte. Es war alſo ganz natürlich, daß man der Sonne große Ehre erwies, ſich bei ihr bedankte, ja, ſie um Licht, Wärme und Gedeihen bat. So war die Sonne zu einem Gott, d. h. zu einem Deva (deus), was urſprünglich nichts weiter bedeutet als Licht. Nun bemerkte aber ſchon ein alter Inka in Peru, daß die Sonne nicht frei ſei, alſo kein Weſen ſein könne, bei dem man ſich bedanken, das man um etwas bitten könne. Es ſei, ſagte er, wie ein Laſtthier, das jeden Tag ſeinen beſtimmten Gang gehen müſſe. Obgleich Sonnendienſt die Religion ſeines Landes war, obgleich er ſelbſt als Sonnenkind verehrt wurde, ſagte er ſich von der alten Landesreligion los und wurde, was man jetzt oft Atheiſt nennt, d. h. er ſehnte ſich nach einem wahreren Gott. Was ſagen

Sie zu diesem Inka? Auch in anderen Ländern geschah dasselbe, und anstatt fortzufahren, die Sonne, den Mond, die Morgenröthe, den Sturmwind oder den Himmel zu verehren, verehrte man das, was dahinter stecken mußte, was man Himmelsvater, Jupiter und alle möglichen Namen nannte. Diese Namen sollten nicht mehr das sichtbare Ding, sondern Den bezeichnen, der das Ding gedacht und gemacht hatte, den Denker und Lenker der Welt. Das ist der Grundgedanke, aus dem alle Religionen entstanden sind, nicht Animismus, Fetischismus, Totemismus, oder wie sonst noch die kleinen Nebenflüsse heißen, die sich seit Jahrtausenden in den Hauptstrom ergossen haben. Jedes Volk hat sich seine eigene Religion, seine eigene Sprache in tausendjähriger Arbeit geschaffen; später hat man Religionen für die ganze Menschheit gemacht, und daran arbeiten wir noch immer, selbst das, was Sie das Plapperment von Chicago nennen. Obgleich wir alle zu irgend einer Religion geboren und erzogen wurden, so haben wir alle das Recht, ja die Pflicht, wie sie der alte Inka hatte, jeden Artikel unserer angestammten Religion zu prüfen, ihn zu behalten oder weg zu thun, nach unserem eigenen Gutdünken oder Wahrheitssinn. Nur der Grundartikel muß bleiben: es gibt einen Denker und Lenker der Welt. Von Pontius Pilatus und Caiphas, von Joseph und Maria, von Auferstehung

und Himmelfahrt, kann Jeder halten, was er will, aber das höchste Gebot bleibt für Alle: Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen und deinen Nächsten als dich selbst!

Sie sehen also, ich bin auch ein Gottes-Fabler. Und was haben Sie denn dagegen einzuwenden? Sie meinen, daß Gott lieben und seinen Nächsten lieben so viel sei, als gut sein, und sind offenbar sehr stolz auf Ihre Entdeckung, daß es keinen Unterschied zwischen gut und böse gebe. Nun, wenn Gott lieben und seinen Nächsten lieben so viel ist, als gut sein, so ist doch wohl Gott nicht lieben und seinen Nächsten nicht lieben, so viel als nicht gut oder schlecht sein. Es gibt also einen sehr klaren Unterschied zwischen gut und schlecht. Und doch sagen Sie, Sie hätten einen Purzelbaum geschlagen, als Sie die Entdeckung machten, daß es keinen Unterschied zwischen gut und böse gäbe. Es ist nun ganz wahr, daß der Unterschied zwischen gut und bös oft vom Längen- und Breitengrad der bewohnten Erde abhängt, und noch mehr von der Absicht des Handelnden. Dies ist eine sehr alte Erkenntniß. Die alten indischen Philosophen gingen noch weiter und sagten von einem Mörder und dem, den er gemordet: „Der Eine mordet nicht, und der Andere ist nicht gemordet.“ Das geht noch weiter als Ihr Purzelbock. Jedenfalls stimmen wir aber ganz überein, daß Alles, was aus Liebe zu Gott und

unſerem Nächſten geſchieht, gut, Alles, was aus Selbſtſucht geſchieht, ſchlecht iſt. Der alte Philoſoph in Indien muß noch mehr Purzelböcke geſchlagen haben, als Sie, was er aber dabei im Sinne hatte, geht uns hier nichts an. Es war aber nicht ſo ſchlimm, als es klingt, und ich glaube, daß auch was Sie ſagen, daß es keinen wirklichen Unterſchied zwiſchen gut und bös gebe, nicht ſo ſchlimm iſt, als es klingt.

Wir ſind alſo jetzt ſo weit gekommen, daß wir einen Geiſt in uns, in unſerer Innenwelt, und einen Geiſt außer uns, in der Außenwelt, annehmen müſſen. Wie wir dieſen Geiſt nennen, ob das Ich, die Seele in uns, und das Nicht-Ich, die Weltſeele, den Gott außer uns, bleibt ſich im Grunde ganz gleich. Die Brahmanen ſcheinen mir hier den beſten Ausdruck gefunden zu haben. Sie nennen den Urgrund der Seele und des Ichs, das Selbſt, und ſie nennen den Urgrund des Nicht-Ichs, der Weltſeele, des Gottes, das Höchſte Selbſt. Sie gehen noch weiter und halten die beiden Selbſt im tiefſten Grunde für dasſelbe Selbſt, doch davon ein anderes Mal. Heute bin ich ganz zufrieden, wenn Sie mir zugeben, daß weder unſer Geiſt bloß Dampf noch die Welt eine bloße Dampfmaſchine iſt, ſondern daß, damit die Maſchine arbeitet, damit das Auge ſieht, das Ohr hört, der Geiſt denkt, addirt und ſubtrahirt, wir einen Seher, Hörer, Denker, Rechner brauchen. Weiter will

ich Sie heute nicht quälen, aber Sie sehen, daß, ohne daß wir einen Finger breit von dem geraden Wege der Vernunft, d. h. von dem richtigen, ehrlichen Addiren und Subtrahiren, abgewichen sind, wir schließlich auf das Seelengespenst und auf die Gottesidee gekommen sind, die Sie mit solcher Mordgier betrachteten. Ich habe Ihnen nur mit wenigen Strichen die historische Marschroute des menschlichen Erkennens vorgezeichnet. Es bleibt da noch Vieles auszufüllen übrig, und das müssen wir an der Hand der Geschichte thun, indem wir die heiligen Bücher der Menschheit und die Werke der leitenden Philosophen im Orient und Occident fleißig studiren. Wir lernen dann erkennen, wie die Geschichte der Menschheit die beste Philosophie ist, und wie nicht nur im Christenthum und Judenthum, sondern in allen Religionen der Welt Gott manchmal und in mancherlei Weise durch die Propheten geredet hat und noch immer redet.

Nur ein paar Worte über einen anderen Purzelbock. Sie sagen, der Geist sei kein **prius**, sondern ein **development** aus der Materie. Da haben Sie wieder ganz Recht, wenn Sie die Sachen nur embryologisch oder psychologisch auffassen. Ein Kind fängt an mit Tastsinn, dann folgt Traumschlaf und endlich Erwachen, Sammeln, Nennen, Addiren, Subtrahiren. Was erwacht denn nun im Kinde? Ist es ein Knochen, oder ist es gar der weiche Brei, den wir

Gehirn nennen? Kann das weiße Muß in unſerm Schädel nennen, addiren? Und warum hat uns denn noch kein Kraniolog geſagt, daß beim Affen gerade die Felder im Gehirn fehlen, welche in Beziehung zum Sprechen oder zur Aphaſie ſtehen?[1]) Ich frage nochmals: kann das Auge ſehen, das Ohr hören? Verſuchen Sie es auf der Anatomie, oder verſuchen Sie es ſelbſt im Schlafe. Ohne Subject gibt es in der ganzen Welt kein Object, ohne Verſtand keinen Gegenſtand, ohne Geiſt keine Materie. Sie meinen, Materie komme zuerſt und dann erſt, was wir Geiſt nennen. Wo iſt denn die Materie? Wo haben Sie je Materie geſehen? Sie ſehen Eichenholz, Fichtenholz, Schiefer und Granit, und was ſonſt noch die alten Architekten **materies** nannten, — Materie nie. Materie iſt die Schöpfung des Geiſtes, nicht umgekehrt. Unſere ganze Welt iſt ja Gedanke, nicht Holz und Stein. Wir lernen die Gedanken denken oder nachdenken, die der unſichtbare und doch überall ſichtbare Denker der Welt gedacht hat. Was wir ſehen, hören, ſchmecken und fühlen, iſt alles in uns, nicht außer uns. Der Zucker iſt nicht ſüß, wir ſind ſüß. Der Himmel iſt nicht blau angeſtrichen, wir ſind blau. Nichts iſt groß oder klein, ſchwer oder leicht, außer für

[1]) Siehe Prof. Dr. Paul Flechſig, Neue Unterſuchungen über die Markbildung in den menſchlichen Gehirnlappen, p. 7. Aus der pſychiatriſchen und Nervenklinik der Univerſität Leipzig.

uns. Der Menſch iſt das Maß für Alles, wie ſchon ein alter griechiſcher Philoſoph ſagte; der Menſch hat auch die Materie ermeſſen, erfunden und genannt. Und wie hat er das gemacht? Er nannte Alles, woraus er etwas machte, Materie; **materia** bedeutet zuerſt nichts als Bauholz, woraus der Menſch ſein Haus machte. Hier haben Sie die ganze Weisheit von Materie. Es war Bauholz, Eichen-, Tannen-, Buchenholz, was Sie wollen. Abſtrahiren Sie alles Einzelne, verallgemeinern Sie, ſoweit Sie wollen, ſtets bleibt das Holz, die Hyle, und aus dieſem Holze ſoll das Denken oder gar der Denker entſtanden ſein. Glauben Sie denn wirklich, daß es eine Außenwelt gibt, ſo wie wir ſie ſehen, hören oder fühlen? Wo haben wir denn den Baum, außer in unſerer Vorſtellung? Haben Sie je einen ganzen Baum von vier Seiten auf einmal geſehen? Selbſt hier müſſen wir erſt addiren. Woraus beſtehen unſere Vorſtellungen, wenn nicht aus unſeren Sinneswahrnehmungen, und dieſe Wahrnehmungen, unvollkommen wie ſie ſind, exiſtiren doch nur in uns, für uns, durch uns. Das Wahrgenommene ſelbſt iſt und bleibt für uns jenſeitig, tranſcendent, Ding an ſich — alles Andere iſt unſer Werk; und wenn Sie es Materie oder die materielle Welt nennen wollen, nun gut, ſo iſt es wenigſtens nicht das **prius** des Geiſtes, ſondern das **posterius**, das vom Geiſt geforderte, aber ewig Unerreichbare.

Selbst der Materialist vom Fach schreibt der Materie **inertia** zu. Die Atome, wenn er Atome annimmt, stehen still, wenn sie nicht einen Anstoß erhalten. Wo kommt denn dieser Anstoß her? Jedenfalls von Etwas, was außer den Atomen oder der Materie ist, so daß man wenigstens nie sagen kann, daß es in der Welt nichts außer Materie gebe. Wenn man nun den Atomen Bewegung zuschreibt oder, wie andere Philosophen thun, auch Wahrnehmung, so ist das eben nichts mehr oder weniger, als ihnen Geist zuzuschreiben, Geist, der sich aber doch, wenn Sie Recht haben, erst aus der Materie selbst entwickeln soll. Wenn man etwas in die Atome hineinwickelt, so kann man auch etwas aus ihnen herauswickeln; damit gibt man aber das Experiment, Geist aus der Materie sich entwickeln zu lassen, von vorn herein auf. Gib einem Atom die Samenkraft einer Eichel, und es wird sich zum Eichbaum entwickeln. Gib einem Atom die Anlage zur Sinneswahrnehmung, und es kann ein Thier, möglicherweise ein Mensch werden. Aber was man uns versprochen hat, war die Entwickelung von Gefühl und Wahrnehmung aus todten Atomen von Hydrogen, Oxigen, Nitrogen, Carbon ꝛc. Selbst wenn man das Leben aus den Wirkungen dieser Atome erklären könnte, was ja möglich ist, obgleich selbst Haeckel und Tyndall es leugnen, so blieben Gefühl, Wahrnehmung, Verstand, alle Functionen des Geistes

damit doch ganz unerklärt. J. S. Mill ist doch kein Idealist, und er gehört gewiß zu Ihren Heroen. Nun, Mill erklärt, daß nichts außer Geist Geist hervorbringen könne. Selbst Tyndall in seiner Rede als Präsident der **British Association** in Belfast sagt mit klaren Worten, daß die Continuität der molekularen Prozesse und die Phänomene des Bewußtseins die Klippe bilden, an der aller Materialismus unvermeidlich zersplittern muß.

Ueberlegen Sie sich dies alles bei ihrem eisernen Oefchen oder noch besser bei einem schönen Sonnenaufgang im Frühling, und Sie werden eine herrlichere Offenbarung vor Augen sehen, als alle Offenbarungen der Alten Welt.

Ihr aufrichtig ergebener
F. Max Müller.

Oxford. November 1896.

In Sachen Pferdebürla.

Das Erscheinen meines Aufsatzes in der Deutschen Rundschau scheint viel Kopfschütteln unter meinen Freunden in Deutschland, England und Amerika hervorgerufen zu haben. Viele Briefe gingen mir privatim zu, andere wurden direct an die Redaction geschickt. Sie kamen hauptsächlich von zwei Seiten. Einige meinten, ich hätte es zu leicht mit dem Pferdebürla genommen, Andere protestirten gegen das, was ich von der landläufigen Entwickelungstheorie gesagt. Den ersten Vorwurf habe ich im Folgenden wieder gut zu machen gesucht. Der andere verlangte keine Antwort, denn ich hatte, glaube ich, die Stellung, die ich dem sogenannten Darwinismus gegenüber einnehme in meinen früheren Schriften ziemlich klar und ausführlich auseinander gesetzt. Einige meiner Correspondenten wollten mir sehr peremptorisch das Wort wegnehmen und mir das Recht versagen, ein Urtheil über Darwin's Lehre zu fällen, weil ich kein Naturforscher von Fach sei. Hier sehen wir ein Beispiel der Begriffsverwirrung, die aus Sprachverwirrung

entsteht. Darwinismus ist ein schön klingendes, aber ganz hohles und falsches Wort, wie die meisten der auf ismus endigenden Namen. Was bedeuten solche Worte wie Puseyismus, Jesuitismus, Buddhismus, und nun gar Vordarwinismus, und Vorlamarckismus? Alles und nichts, und Niemand wehrt sich mehr gegen diese verallgemeinerende und verwässerende **termini technici** als die **heroes eponymi** selbst. Was hat man nicht Alles Darwinismus genannt! Daß das Gewordene geworden ist, hat man die größte Entdeckung des neunzehnten Jahrhunderts genannt. Darwin selbst ist nicht verantwortlich für solche Dinge. Er wollte zeigen, wie das Gewordene geworden ist, er hat dies auf eine Weise gethan, daß selbst der Laie ihm folgen und ihn ehrlich bewundern konnte. Nun ist es ja nicht zu leugnen, daß, wenn man unter Darwinismus die feinen Beobachtungen Darwins über die Entstehung von höhern aus niedern Organismen versteht, sowie die durch äußere Umstände veranlaßten Abweichungen der Individuen von ihren specifischen Typen, mir eben so wenig ein lobendes oder tadelndes Urtheil zustehen kann, als es Darwin zugestanden hätte, meine Ausgabe des Rig-Veda zu beurtheilen, oder als es einigen Nachfolgern Darwins zukommt, meine Wurzeltheorie in der Sprachwissenschaft ohne Kenntniß des ABC der Linguistik zu kritisiren. Wenn man aber vom Darwinismus auf dem

Gebiete allgemeiner philoſophiſcher Probleme, wie z. B. der Weltſchöpfung oder Weltentwickelung ſpricht, ſo haben wir armen Philoſophen doch wohl auch ein Recht mitzuſprechen. Wenn wir ohne zu anmaßend zu ſcheinen, hier und da ſelbſt von Kant abweichen dürfen, oder von Plato und Ariſtoteles, iſt es dann Hochmuth oder gar Hochverrath, von Darwin in einigen Punkten abzuweichen?

Dies war nicht der Ton, den Darwin, Rieſe wie er war, anſchlug, ſelbſt wenn er mit einem ſo unbedeutenden Menſchen ſprach, wie ich bin. Ich habe ſchon früher einmal einen kurzen Brief von Darwin an mich mitgetheilt (Auld Lang Syne. p. 178). Hier folgt ein anderer, den ich wohl ohne indiskret zu ſein, mittheilen kann.

Down
Beckenham, Kent,
July 3. 1873.

Dear Sir,

I am much obliged for your kind note and present of yours lectures. I am extremely glad to have received them from you, and I had intended ordering them.

I feel quite sure from what I have read in your work, that you would never say anything to an honest adversary to what he would have any just right to object; and as for myself, you have often

spoken highly of me, perhaps more higly than I deserve.

As far as language in concerned, I am not worth to be your adversary, as I know extremely little about it, a that little learnt from very few books. I should have been glad to have avoided the whole subject, but was compelled to take it up as well as I could. He who is fully convinced, as I am, that man is descended from some lower animal, is almost forced to believe a priori that articulate language has been developed from inarticulate cries, and he is therefore hardly a fair judge of the arguments opposed to this belief.

With cordial respect I remain, dear Sir,

Yours very faithfully

Charles Darwin.

Dies wird jedenfalls zeigen, daß ein Mann, der einen Chimpanse als seines Gleichen betrachten konnte, auch einen armen Sprachforscher nicht ganz als unkundigen Laien ignorirte. Darwin verachtete den unkundigen Laien durchaus nicht. Er dachte und schrieb für ihn, und es gibt kaum ein Buch von ihm, das ein unkundiger Laie nicht mit Nutzen lesen kann. Und im Austausch der Errungenschaften an Thatsachen oder Ideen steht der Geisteswissenschaft doch mindestens dasselbe Recht zu als der Naturwissenschaft. Wir leben allerdings in verschiedenen Welten. Was die Einen

als das Reale betrachten, gilt den Andern als phänomenal. Was die Andern als das Reale betrachten, gilt den Andern als nicht existirend. So wird es immer sein bis die Sprachwissenschaft die wahre Bedeutung der Realität definirt hat.

Es ist aber ein etwas abgenutzter Kunstgriff, Alle, die von Darwin abweichen, als Mystiker, Metaphysiker, und, was das Schlimmste von Allem scheint, als Orthodoxe, an den Pranger der Wissenschaft zu stellen. Es gehört auch mehr als Muth dazu Alle, die von uns abweichen, als unkundige Laien hinzustellen, „sie der Unwissenheit und des Aberglaubens zu beschuldigen, unsere Freunde und Schüler aber als allein sachkundig, urtheilsfähig, als unbefangene und consequente Denker" zu beloben. Die besten Wahrheiten würden durch solche Vertheidigung ihren Werth und ihre Würde verlieren. Der wahre Gelehrte läßt solche Angriffe einfach laufen. Es ist nur schade, daß dieser schmetternde Trompetenton einiger Naturforscher allen ruhigen Ideenaustausch von vornherein unmöglich macht. Ich habe ja meine Bewunderung für Darwin früher und freier ausgesprochen als viele seiner jetzigen Panegyriker. Aber ich meine, wenn man von Anthropogenie spricht, sollte man vor allen Dingen erklären, was man unter Anthropos versteht. Der Mensch ist doch nicht nur Object, sondern auch Subject. Alles, was der Mensch als Object ist oder eine Zeit lang hier auf Erden zu

ſein ſcheint, iſt ſein organiſcher Körper mit ſeinen Sinneswerkzeugen und ſeinen Willenswerkzeugen, auch mit ſeinem langſam entwickelten ſogenannten Ich. Dieſer Körper iſt aber nur phänomenal, er kommt und geht, er iſt nicht real im wahren Sinne des Wortes. Zum Menſchen gehört neben dem ſichtbaren objectiven Körper auch das unſichtbare ſubjective Etwas, was wir Geiſt oder Seele oder x nennen mögen, was aber jedenfalls den Körper erſt zum Menſchen macht. Die Beobachtung und Ergründung dieſes Etwas iſt für mich die wahre Anthropogenie; wie der Körper entſtanden iſt, kümmert mich dabei ſo wenig, als ob meine Handſchuhe von Ziegenleder oder peau de Suède gemacht ſind. Das wird natürlich Myſtizismus, Geiſterſeherei, Orthodoxie, Heuchelei genannt, wird aber glücklicher Weiſe durch alle ſolche Hypokorismen nicht widerlegt. Wenn je ein Thier begrifflich denken oder ſprechen könnte, ſo wäre es mein Bruder, trotz Schwanz oder Schnauze; hätte irgend ein Menſch einen Schwanz, und eine vier und vierzigzähnige Schnauze, könnte aber begrifflich ſprechen, ſo wäre und bliebe er für mich ein Menſch trotz alledem und alledem. Wir haben auch ein Recht, unſere Ueberzeugungen auszuſprechen. Sie gelte uns ebenſo viel als denen, die an den Protogenes Haeckelii glauben oder glaubten. Wir predigen zwar nicht vor aller Welt, daß unſer Zeitalter das große Zeitalter

des Sprachstudiums und Geistesstudiums sei, und daß dasselbe mehr Licht über die Entstehung des Geistes (Logogenie) und über die Gliederung des menschlichen Geschlechts (Anthropologie) verbreitet hat als alle anderen Naturwissenschaften zusammen. Einen kleinen Fortschritt haben wir aber doch gemacht. Wer theilt denn das menschliche Geschlecht jetzt noch nach Schädeln, Haar, Knochenbau u. s. w. ein, und nicht nach Sprache? Wenn wir uns, wie die Zoologie, ungezählte Jahrmillionen borgen dürfen, wo bleibt denn da noch reines Blut, bei den ewigen Kriegen, Wanderungen, der Polygamie und Sklaverei der alten Welt? Die Sprache allein ist und bleibt identisch, von wem sie auch gesprochen wird, aber das Blut, ‚dieser ganz besondere Saft', wie können wir dem wissenschaftlich beikommen? Er ist und bleibt nun aber einmal eine fixe Idee bei den ‚consequenten Denkern', daß Sprachwissenschaft und Geisteswissenschaft zu Aberglauben und Heuchelei führen, während auf der anderen Seite die Sprachwissenschaft die Resultate der Zoologie dankbarlichst anerkennt und nur gegen Uebergriffe Protest einlegt. Beide Wissenschaften könnten friedlich nebeneinander vorwärtsgehen, Hülfe leistend und Hülfe suchend, und was die Vorurtheile betrifft, so sind noch viele davon übrig bei den Zoologen wie bei den Philologen, die viribus unitis weggeschafft werden müssen. Was uns gemeinsam ist, ist

die Liebe zur Wahrheit und Klarheit, und das ehrliche Streben das Werden des Gewordenen im Geist und der Sprache, ebenso wie in der Natur verstehen zu lernen, im Individuum (ontogenetisch), ebenso wie in dem Stamme (phylogenetisch). Ob wir das nun Evolution oder Wachsthum oder Werden nennen, jedenfalls ist die Sprachwissenschaft der Naturwissenschaft mit gutem Beispiel vorangegangen, um der genetischen Methode Anerkennung zu verschaffen. Männer wie Wilhelm Humboldt, Grimm und Bopp waren nicht gerade Dunkelmänner, und ich glaube nicht, daß sie je gezweifelt, daß der Mensch ein Säugethier sei, und an der Spitze der Säugethiere stehe. Das ist keine Entdeckung des neunzehnten Jahrhunderts. Linnaeus lebte im 16. Jahrhundert und Aristoteles noch etwas früher. Ich sehe, daß das **Standard Dictionary** bereits zwischen Darwinismus und Darwinianismus, den Ansichten Darwins und den Ansichten der Darwinianer unterscheidet, und man sieht leicht, daß in einigen der wesentlichsten Punkte diese beiden Richtungen sich diametral entgegenstehen. Eins könnten also die Naturforscher jedenfalls von den Sprachforschern lernen, ihre **termini technici** zu definiren, und nicht zu glauben, daß man mit Worten, selbst wenn sie recht laut gesprochen werden, Wunder verrichten kann.

Der hier folgende Brief kommt von einem Natur-

forscher, ist aber in einem ehrlichen und anständigen Ton geschrieben, und verdiente von der Redaction gedruckt zu werden. Ich glaube, wir, der Schreiber und ich, könnten uns leicht verständigen, wie ich dies kurz zwischen den Klammern angedeutet habe.

Offenes Schreiben an Herrn Professor F. Max Müller.

Hochgeehrter Herr!

Ihr Briefwechsel in dieser Zeitschrift mit dem „Pferdebürla" hat gewiß vielseitig Antheil erregt. Es gibt eben viel mehr Pferdebürla, als man glauben sollte, d. h. Leute in allen möglichen Stellungen und Berufsarten, die ernstlich nachgedacht haben und zu einem Ergebniß gelangt sind, das sich nicht wesentlich von der Denkart Ihres hinterwäldlerischen Freundes unterscheidet.

Schreiber dieses rechnet sich auch dazu; er ist freilich nicht Autodidakt wie das Pferdebürla, sondern Naturforscher und, wie Sie, Professor, aber da ihm jedwede philosophische Schulung abgeht, und er zu seiner Anschauung nur durch Beobachtung und Nachdenken gelangt ist, so steht er Ihnen, dem grundgelehrten Philologen, gegenüber nicht viel höher als der schlesische Land- und Landsmann. Und um die gegenseitige Vorstellung zu vervollständigen, fügt er

hinzu, daß er seit Langem schwer leidend ist. So muß er denn, statt mit kräftiger Hand den Pflug auf dem Acker der Wissenschaft zu führen, daheim hocken und bescheiden Kienspäne zur Erleuchtung seiner Hausgenossen schnitzeln.

Ich weiß nicht, ob das Pferdebürla, wenn er Ihren Brief beim warmen Ofen liest, sich für widerlegt halten wird; meines Erachtens ist Ihnen dies thatsächlich nicht gelungen. [Meine Gegengründe sollten erst später folgen.]

Ja, ich finde in Ihrer Beweisführung ganz merkwürdige Widersprüche. Sie erkennen z. B. die Unendlichkeit des Raumes und der Zeit an, und trotzdem sagen Sie, es hat eine Zeit gegeben, ehe die Welt ein Jahr alt war. Das verstehe ich nicht! Wir müssen für die Materie, das meinen Sie wohl unter „Welt", eine gleiche Ewigkeit voraussetzen wie für Raum und Zeit, deren Unendlichkeit sich beweisen, aber nicht begreifen läßt. [Nur wenn wir sagen, daß die Welt 1898 Jahr alt ist, können wir auch sagen, daß sie einmal ein Jahr oder ein halbes Jahr alt war; sonst natürlich nicht.]

Eine „Schöpfung" im Sinne der verschiedenen Religionen ist uns ebenso unverständlich. [Ganz gewiß.]

Doch ich will auf diesen Punkt nicht näher eingehen. Denn hier beginnt die Grenze unseres Denkvermögens, und der Fehler aller Religionen ist eben

der, daß uns zugemuthet wird, uns mit Dingen zu beschäftigen, die jenseits dieser Grenzen liegen, die uns niemals offenbart werden können, weil uns dazu das Verständniß abgeht; eine Offenbarung ist überhaupt ein Unding. Denn entweder liegt das zu Offenbarende jenseits unserer Sinne und Vorstellungen: dann kann es uns nicht offenbar werden; oder es liegt diesseits derselben: dann braucht es uns nicht offenbart zu werden. [Dies ist nicht gegen mich gerichtet.]

Ich glaube übrigens, daß Sie, hochgeehrter Herr, gerade durch Ihre vergleichenden Religionsstudien zu demselben Schlusse wie ich kommen müssen, daß nämlich alle religiösen Vorstellungen nur im Hirn des Menschen selbst entstanden sind als Erklärungsversuche im weitesten Sinne, daß man aus Hypothesen Dogmen machte, und daß keine Religion uns thatsächlich etwas offenbart. [Nicht nur religiöse, alle Vorstellungen sind im Hirn entstanden.]

Sie sprechen ein tiefes Wort aus, indem Sie sagen, der Atheismus sei eigentlich das Suchen nach einem wahreren Gotte. — Mir fiel dabei eine Stelle aus einem Daudet'schen Roman ein, wo er die Blasphemie des an einem gütigen Gott Verzweifelnden noch eine Art Gebet nennt. — Sie werden also nachsichtig sein, wenn ich Ihnen auseinandersetze, wie ein folgerichtig denkender Naturforscher wohl zu einem Schluß kommen kann, der demjenigen nicht fern steht,

New York Public Library
CENTRAL COLLECTION

welcher das Pferdebürla zu einem „Purzelbock“ veranlaßte.

Gut und Böse sind rein menschliche Begriffe; ein allmächtiger Gott steht jenseits von Gut und Böse. Er ist uns in moralischer Beziehung ebenso unbegreiflich wie in jeder andern! [**Vom höchsten Standpunkt aus, ja; aber im Leben der Menschen gibt es einen solchen Unterschied.**]

Betrachten Sie einmal die Schöpfung! Die Existenz der meisten Lebewesen ist nur möglich durch den Mord anderer. Welche raffinirte Grausamkeit spricht aus den verschiedenen Waffen, die den Thieren verliehen sind! Ein Zoolog sollte einmal ein illustrirtes Werk schreiben mit dem Titel: „Aus der Folterkammer der Natur“. — Ich will dieses Gebiet nur andeuten; es zu erschöpfen, würde Bogen und Bände beanspruchen. Ihr Adoptiv-Landsmann Wallace sucht freilich diese Thatsachen durch eine oberflächliche Betrachtung zu beseitigen. Daß die meisten zum Gefressenwerden bestimmten Thiere sich ihres Lebens bis unmittelbar vor der Katastrophe freuen, nimmt doch der Todesart nichts von ihrer Entsetzlichkeit! Lebendig zerstückt zu werden, ist jedenfalls keine angenehme Empfindung, und ich rathe Ihnen einmal, mit anzusehen, wie z. B. die Wassernatter einen armen Frosch verschluckt; wie das an den Hinterbeinen gepackte

Thier allmählich im Schlunde verschwindet, während seine Augen glotzend aus dem Schädel hervorquellen, wie es, im Magen angelangt, noch verzweifelte Bewegungen macht.

Nun, ich armes, nach der biblischen Sage so böse veranlagtes Menschenkind befreite den armen Frosch in meinem Terrarium. Aber „die allgütige Natur" läßt Millionen und aber Millionen schuldloser Lebewesen täglich so elend und grausam zu Grunde gehen.

Ich lasse hier absichtlich die namenlosen Leiden der Menschen außer Betrachtung. Die Bibelgläubigen können ja hier so bequem mit der Erbsünde argumentiren. — Wo liegt die Erbsünde des gequälten Thierreiches?

Freilich der Mensch in seinem namenlosen Hochmuth blickt auf die lebende, nicht menschliche Creatur mit tiefer Verachtung! Als wenn er nicht Bein wäre von ihrem Bein, als wenn der Schmerz nicht ein Band schlänge um alle Geschöpfe. [**Ich habe das nie gethan, ich meine aber, ein Thermometer des Schmerzes ist schwer zu beschaffen.**]

Fällt Ihnen nicht, verehrter Sanskritforscher, dabei die Religion der Brahmanen ein? Die Inder haben in der Schonung jedes Thieres nur die weiteste Consequenz gezogen.

Es wird eine Zeit kommen, wo es nur eine dogmenlose Religion gibt: die des Mitleids. [Der

613262 A

Buddhismus ist auf kârunya, Mitleid, gegründet.] Das Christenthum, so hoch es in seinem ethischen Gehalt steht, ist nicht Endziel, sondern nur ein Durchgangspunkt unserer religiösen Entwickelung.

Es ist ein Unglück, daß gerade Nietzsche, der große, kühne Denker, durch die allmählich sein Hirn wie eine Schimmelrasendecke überwuchernde Geisteskrankheit, den paralytischen Blödsinn, zu einer entgegengesetzten Folgerung verführt wurde. — Und die thörichten Knaben, welche die Aeußerungen des beginnenden Größenwahns für die Offenbarungen eines Kraftgenies halten, schwören auf seine späteren Hallucinationen vom Uebermenschen, von der blonden Bestie!

Man kann, wenn man ein Irrenarzt ist, die Spuren seiner Krankheit, ehe sie offen ausbrach, Jahre lang vorher nachweisen. Und nicht genug mit dem, was er schrieb, als die Welt ihn noch für geistig gesund hielt, mußte jetzt auch noch eine Nachlese erfolgen aus der Zeit, wo sein Hirn bereits sichtlich umnachtet war?

Wie Wenige sind im Stande, die sparsamen Goldkörnchen hoher Intelligenz aus diesem öden Schlamm des sich entwickelnden Blödsinns heraus zu waschen! Es wird immer Leute geben, denen nicht der Rest seines Geistes, sondern der paradoxe Unsinn imponirt. [Mag sein.]

Doch — ich gerathe auf Abwege. Also zur

Sache! Ich begreife vollkommen, wie die meisten Religionen ein gutes und böses Princip annehmen mußten, um sich vor der Blasphemie zu bewahren, alles Elend der Welt einem allgütigen Schöpfer zuzuschreiben. [**Einige Religionen haben es gethan, weil sie meinten, daß ein allmächtiger Gott jenseits von Gut und Böse stehe.**] Der Teufel ist ein nothwendiger Gegensatz zu Gott; ihn leugnen, ist der erste Schritt zum Atheismus des folgerichtig denkenden Naturforschers, der im Grunde eben nur aus dem Suchen nach einem *besseren* Gotte entspringt. Das Pferdebürla hat Unrecht, wenn es Dinge leugnet, die jenseits unseres Begriffsvermögens liegen. Es gibt, wie sich erweisen läßt, Töne, die wir nicht hören, Strahlen, die wir nicht sehen können. Vieles werden wir noch in den Hunderttausenden von Jahren, die der Menschheit bevorstehen, begreifen lernen. Wir sind ja erst im Beginne unserer Entwickelung. Ein Rest aber wird immer bleiben. Das „**Ignorabimus**“ eines unserer vorgeschrittensten Denker und Forscher wird für uns immer Geltung behalten. [**Ganz gewiß.**]

Das Jenseits kümmert den Mann, der stets sich bemüht hat, recht zu *leben*, wenig, wenn er auch nie bedacht war, recht zu *glauben*. Steht uns eine persönliche Fortdauer bevor, so muß unserem irdischen Wesen so viel an äußeren Hüllen entzogen werden, daß wir uns im Jenseits kaum wieder erkennen

würden, denn nur ein Theil der Seele ist die Seele. [**Was wir Seele nennen, ist eine Modification des Selbsts.**] — Ist uns aber ein ewiger Schlaf beschieden, so kann auch dies kein Unglück sein. Zum Trost diene uns das weise Wort in **Stobaei Florilegium, Vol. VI, No. 19** (Edit. **Meineke**) im „Lobe des Todes": Ἀναξαγόρας δύο ἔλεγε διδασκαλίας εἶναι θανάτου, τόν τε πρὸ τοῦ γενέσθαι χρόνον καὶ τὸν ὕπνον; Anaxagoras sagte, uns könnten zwei Dinge zur Lehre für den Tod dienen: die Zeit, wo wir noch nicht geboren waren, und der Schlaf.

Möge der Regentropfen, eben weil er ein Tropf ist, für seine Individualität bange sein, wenn er ins Meer zurückfällt, dem er doch entstammte! Wir Menschen sind vielleicht auch nur vorübergehend geformte Tropfen aus dem ewig wechselnden Weltenmeer. [**Woraus besteht denn das Weltenmeer als aus Tropfen?**]

Diejenigen, welche wie ich denken, bilden eine stille, aber große Gemeinde; still, weil unsere Zeit noch nicht reif ist für eine Anschauung, die Tausenden ihre Illusionen raubt. Wir predigen nicht ein neues Heil, sondern stille, für Manche schmerzliche Entsagung. Aber der tiefe Friede, der in dieser Anschauung liegt, ist Demjenigen, der sich zu ihr durchgerungen hat, ebenso werthvoll wie dem Gläubigen sein erhoffter Himmel. Auch im ehrlichen Zweifel liegt eine erlösende Kraft, nicht bloß im Glauben, und Ihr Pferde-

bürla ist auf dem Wege zu dieser Erlösung. [Das glaube ich auch.]

Mit vorzüglicher Hochachtung.

Ihr sehr ergebener
Ignotus Agnosticus.

Während ich diesen und viele andere Briefe aus aller Herren Ländern erhielt, empfing ich kein Lebenszeichen von meinem Pferdebürla. Meinen Brief muß er noch erhalten haben, sonst hätte die Post ihn an mich zurückgeschickt. Es thut mir leid, denn ich hatte den Mann, so wie er mir in seinem Briefe erschien, lieb gewonnen, und er hätte gewiß manche Dinge auf meinen Brief zu erwidern gehabt, die seine Ansichten in ein helleres Licht gestellt haben würden. Eine ehrliche Haut war er, und ich achte jede Ueberzeugung, auch wenn sie meiner eigenen diametral entgegen steht, wenn sie nur ehrlich und ohne Nebengedanken ist. Nun, Nebengedanken kann mein mir persönlich ganz unbekannter Freund nicht gehabt haben. Er wußte, daß sein Name von mir nicht genannt werden würde, und würde sich wahrscheinlich wenig darum gekümmert haben, auch wenn sein Name bekannt geworden wäre. Das Schlimme bei allen Discussionen ist ja immer das Persönliche. Wenn man z. B. in der Beurtheilung eines neu erschienenen

Buches das hervorhebt, was man für falsch hält, wofür jeder Autor sehr dankbar sein sollte, so fühlt man gleich, daß man, während man wünscht, der Wahrheit einen Dienst zu leisten, dem Buche oder dessen Verfasser nicht nur wehe, sondern sogar Schaden gethan haben mag. Der Verfasser selbst fühlt sich dann meist getrieben, seine Ansichten nicht nur mit allen erlaubten, sondern auch mit unerlaubten Advocatenkünsten zu vertheidigen. Die arme Wahrheit leidet dabei am meisten. So lange man zwei Wege vor sich sieht, kann man mit seinem Reisebegleiter ganz ruhig besprechen, welches wohl der richtige und beste Weg sein mag, auf dem man zu einem gewünschten Punkte gelangen kann. Beide Parteien haben dabei dasselbe Interesse, die Wahrheit. Sobald aber der Eine seinen eigenen Weg geht oder gegangen ist, wird der Streit sogleich persönlich und heftig. An Umkehren ist nicht mehr zu denken. Es heißt nicht mehr: „Dieser Weg ist der falsche," sondern „Du bist auf falschem Wege," und selbst wenn eine Umkehr möglich wäre, so endet der Streit doch gewöhnlich mit: „Hab' ich es Dir nicht gleich gesagt!" Die arme Wahrheit steht traurig dabei und reibt sich die Augen.

Nun, was war denn das Pferdebürla für mich, und was ist er noch jetzt, selbst wenn ihn, wie er sagt, sein ihm treu ergebener Brustkatarrh, verging upon a perfect asthma, seinem fröhlichen Ende zu-

geführt haben sollte? Es war nichts Persönliches zwischen uns. Er kannte mich nur aus dem, was ich gedacht und gesagt habe; ich kannte von ihm nur, was er sich in seinen stillen Mußestunden gesammelt und fürs Leben zurückgelegt hatte. Ich habe ihn nie von Angesicht zu Angesicht gesehen, weiß nicht, was er für Augen hatte, weiß kaum, ob er alt oder jung war. Er war ein Mensch, aber selbst das ist er vielleicht nicht mehr. Alles, was nach der gewöhnlichen Ansicht den Menschen ausmacht, sein Körper, seine Sprache, seine Erfahrung sind hin. Dies alles haben wir nicht in die Welt hineingebracht und werden es auch wohl nicht mit uns heraus nehmen. Was der Körper ist, das sehen wir ja mit unseren Augen, namentlich wenn wir einer Cremation beiwohnen, oder wenn wir bei alten Gräbern in die Urnen hineinsehen, welche die grauschwarze Asche enthalten, und daneben liegt schlafend, wie im **Museo Nazionale** in Rom, in stillem Marmor das liebliche Köpfchen des jungen römischen Mädchens, dem vor zweitausend Jahren diese Asche angehörte sowie das schöne Heim, das man jetzt aus der Erde herausgegraben und rings herum um sie wieder aufgebaut hat. Und die Sprache, die Sprache, in der alle unsere Erfahrung hier auf Erden aufgespeichert liegt, wird diese ewig sein? Werden wir in einem anderen Leben Englisch oder Sanskrit sprechen? Der Sprachforscher weiß zu gut,

aus welchem Stoff die Sprache gemacht ist, wie viel Zeitliches und Zufälliges sie in ihre ewigen Formen aufgenommen hat, um eine solche Hoffnung zu hegen, und zu meinen, daß der Logos auf ewig an die regelmäßigen oder unregelmäßigen Declinationen und Conjugationen des Griechischen, des Deutschen oder selbst des Hottentottischen gebunden sein könnte. Also was bleibt? Nicht die Person oder das sogenannte Ich; das hatte ja einen Anfang, einen Fortgang und ein Ende. Alles, was einen Anfang hatte, war einst nicht, und was einst nicht war, hat von Anfang an den Keim seines Endes in sich. Was bleibt, ist nur das ewig Eine, das ewige Selbst, das ohne Anfang und ohne Ende in uns Allen lebt, in dem ein Jeder sein wahres Sein hat, in dem wir leben, weben und sind. Jedes zeitliche Ich ist nur eine der Millionen Erscheinungen von diesem ewigen Selbst, und eine solche Erscheinung war mir das Pferdebürla. Was wir in allen Menschen als das Ewige oder als das Göttliche anerkennen, nur das ist es, was wir in ihnen lieben und festhalten können. Alles Uebrige entsteht und vergeht, wie der Tag am Morgen entsteht und am Abend vergeht, aber das Licht der Sonne bleibt ewig. Da mag man sagen: dieses Selbst, das da ist und bleibt, ist doch blutwenig. Es *ist* aber, und das *ist* ist mehr als alles Andere. Auch das Licht ist nicht viel, vielleicht nur Schwin-

gung, aber was wäre die Welt ohne das Licht? Haben wir nicht dieses Leben einfach mit diesem Selbst angefangen, mit diesem Selbst fortgeführt, mit diesem Selbst zu Ende gebracht? Es gibt nichts, was uns berechtigt, zu sagen, daß dieses Selbst einen Anfang gehabt, also auch ein Ende haben werde. Das Ich hat einen Anfang gehabt, die persona, die zeitliche Maske, die sich in diesem Leben entwickelt, aber nicht das Selbst, das die Maske trägt. Wenn also mein Pferdebürla sagt: nach unsrem Tode sind wir wieder so gut aufgehoben, wie vor unserer Geburt, so sage ich: quod erat demonstrandum, das ist erst noch zu beweisen. Was meint er unter wir? Wenn wir vor unserer Geburt ganz aufgehoben, das heißt doch wohl gar nicht gewesen wären, was wäre denn das, was geboren wurde? Geboren werden heißt doch nicht, aus Nichts zu etwas werden. Was geboren oder getragen wird, war schon da, ehe es geboren oder getragen wurde, ehe es ans Licht der Welt kam. Ueberhaupt ist alles Schaffen aus Nichts ein reines Unding für uns. Haben wir je das Gefühl oder die Erfahrung, daß wir hier auf Erden unsern Anfang genommen, oder haben wir das Merkwürdigste in unsrem Leben, gerade den Anfang, ganz vergessen? Haben wir überhaupt je einen Anfang gesehen? Können wir uns einen absoluten Anfang auch nur denken? Damit wir hier auf Erden anfangen, muß es etwas gegeben

haben, das anfängt, sei es nun eine Zelle oder sei es das Selbst. Alles, was wir Ich, Persönlichkeit, Charakter ꝛc. nennen, hat sich auf Erden entwickelt, ist irdisch, aber nicht das Selbst. Wenn wir nun also hier auf Erden ganz zufrieden waren mit dem reinen Selbst, wenn wir in allen Denen, die wir liebten, das ewige Selbst und nicht bloß die Erscheinung liebten, was ist denn natürlicher, als daß es ebenso im nächsten Dasein sein wird, daß die Continuität des Seins nicht gebrochen werden kann, daß das Selbst sich wiederfindet, wenn auch in neuen und nie geträumten Erscheinungsformen? Wenn also mein Freund die kühne Behauptung aufstellt: „Nach unserm Tode sind wir wieder so gut aufgehoben, wie vor unserer Geburt", so sage ich: ja, wenn wir „aufgehoben" im Hegel'schen Sinne nehmen. Sonst sage ich im geraden Gegensatz: „Nach unserem Tode sind wir wieder so wenig aufgehoben, wie vor unserer Geburt. Wie wir sein werden, das können wir nicht wissen; aber daß wir sein werden, folgt daraus, daß das Selbst oder das Göttliche in uns weder einen Anfang noch ein Ende haben kann." Das meinten die Alten, wenn sie sagten, daß die beste Einsicht über den Tod aus der Zeit vor dem Geborenwerden zu entnehmen sei.

Man muß nur nicht denken, daß jedes einzelne Ich bloß einen Theil des Selbsts in Anspruch nimmt,

denn dadurch würde ja das Selbst getheilt, beschränkt und endlich. Nein, das ganze Selbst trägt uns, so wie das ganze Licht Alles beleuchtet, jedes Sandkorn und jeden Stern, aber deshalb doch keinem Sandkorn und keinem Stern ausschließlich angehört. Es ist das ewig Seiende oder, im recht eigentlichen Sinne des Wortes, das Göttliche in uns, das in allem Wechsel bleibt, das allen Wechsel erst möglich macht, denn ohne etwas, das im Wechsel bleibt, gäbe es keinen Wechsel; ohne ein Beharrendes, das bleibt, während die Veränderung an ihm stattfindet, könnte sich nichts verändern. Das Selbst ist das Band, welches alle Seelen verbindet, der rothe Faden, der durch alles Seiende läuft, und dessen Erkenntniß allein uns die Erkenntniß unseres wahren Wesens gibt. „Kenne Dich selbst" bedeutet für uns nicht mehr „Erkenne Dein Ich", sondern „Erkenne, was jenseits Deines Ichs liegt, erkenne das Selbst" — das Selbst, das durch die ganze Welt, durch alle Herzen läuft, dasselbe für alle Menschen, dasselbe für das Höchste und Tiefste, dasselbe für Schöpfer und Geschöpfe, der Âtman des Veda, das älteste und wahrste Wort für Gott.

So war denn auch das Pferdebürla für mich, was alle Menschen mir stets gewesen sind, eine Erscheinung des Selbsts, dasselbe als ich selbst, nicht nur ein Nebenmensch, sondern ein Mitmensch, ein Mit-

selbst. Hätte ich ihn im Leben getroffen, wer weiß, ob sein Ich, oder seine Erscheinung mich so angezogen haben würde, wie sein Brief. Wir haben alle unsere Vorurtheile, und so sehr ich einen schlesischen Bauerssohn ehre, der sein Leben auf fremdem Boden treu und ehrlich gefristet hat, so weiß ich doch nicht, ob ich mich zu ihm an sein eisernes Oefchen gesetzt hätte, um mit ihm über τὰ μέγιστα zu plaudern.

Auch empfand ich, als ich seinen Brief las, daß es nicht eine einzelne Stimme in der Wüste war, sondern daß er im Namen von Vielen sprach, die fühlten, was er fühlte, ohne es aussprechen zu wollen oder zu können. Dies hat sich denn auch vollkommen bewahrheitet.

Nach den zahlreichen Briefen und Manuscripten, die mir zugegangen, zu urtheilen, war das Pferdebürla eben nicht ein Einzelner, sondern es gibt unzählige Seinesgleichen in der Welt, und wenn auch seine Stimme verstummt ist, so leben seine Gedanken an allen Orten und Enden fort, und es wird ihm nie an Nachfolgern und Vertheidigern fehlen. Das Auffallende in den Briefen, die mir zugegangen, war, daß die meisten und gerade die bedeutendsten seiner Vertreter ihren Namen nicht nennen wollten. Was bedeutet wohl das? Leben wir denn noch immer auf einem Planeten, wo man nicht sagen darf, was man für wahr hält, auf diesem ungeheuren und doch so

winzig kleinen Planeten Terra? Hat die Menschheit noch immer nur Gedankenfreiheit, aber keine Freiheit des gesprochenen Gedankens? Die Großmächte können Griechenland blockiren; können sie die wortbeflügelten Gedanken blockiren? Man hat es ja versucht, aber Gewalt ist kein Beweis, und wenn man die Gefängnisse besucht hat, in denen Galilei oder selbst Giordano Bruno eingemauert waren, so lernt man, wie nichts den Flügeln der Wahrheit größere Stärke verleiht, als eben die plumpen Ketten, die man ihr anlegen will. Man meint ja noch immer, daß man selbst im freien England nicht frei denken und sprechen dürfe, ja daß es im Reich des Denkers weniger Freiheit jenseits als diesseits des Canals gebe. Namentlich gilt Oxford, meine eigene Universität, noch immer für die Festung der Männer der Dunkelheit, und mein Pferdebürla hält es sogar für eine circonstance atténuante meiner sogenannten Orthodoxie, daß ich so lange in Oxford gelebt habe. Man liest offenbar nicht, was in England, was namentlich in Oxford gedacht, gesprochen und gedruckt worden ist. Man kann in England Alles sagen, was man will, man muß nur wissen, wie, d. h. man muß wissen, daß Anderen dieselbe Rücksicht gebührt, die wir von Anderen in Anspruch nehmen. Man hat allerdings von Zeit zu Zeit in England, ja selbst in Oxford schwache Versuche gemacht, die Freiheit des Gedankens, wenn nicht zu

schmälern, so doch bei Denen, die sie in Anspruch nehmen, zu bestrafen. Man hat, wo man es konnte, Professoren an ihrem Gehalt gestraft; man hat bei einigen Wahlen sehr schwache Candidaten vorgezogen, weil sie äußerlich orthodox waren. Ich will keine Namen nennen, aber auch ich selbst habe in England, wenn auch nicht in Oxford, einen leisen Nachgeschmack dieser veralteten Arzeneien bekommen. Als ich auf Gesuch meines Freundes Stanley, des Dean's of Westminster Abbey, einen Vortrag in seiner gedrängt gefüllten alten Kirche hielt, schickte man Petitionen an das Parlament, um sechs Monate Gefängniß gegen mich zu verhängen. In der Straße wurde ich angesprochen, und ein gewöhnlicher Kaufmann sagte mir: „Sir, wenn man Sie ins Gefängniß wirft, so sollen Sie wenigstens zweimal jede Woche von mir ein warmes Mittagessen zugeschickt erhalten". Ich bin allerdings der einzige Laie, der je in einer Englischen Kirche öffentlich gesprochen hat, aber ich hatte das Gutachten der höchsten Autoritäten, daß der Dean vollkommen in seinem Rechte war, und daß wir uns keines Rechtsbruchs schuldig gemacht. Ich wartete also ruhig ab, ich wußte, daß die öffentliche Meinung auf meiner Seite war, und schließlich wurde die Petition vom Parlament einfach bei Seite gelegt. Man hat es später noch einmal versucht. Als ich auf Einladung des Senats meine Vorlesungen über Re-

ligionswiſſenſchaft an der Univerſität von Glasgow hielt, verklagte man mich erſtens bei dem Presbyterium in Glasgow und, als dieſer Verſuch fehlſchlug, ſpäter bei der großen Synode in Edinburgh. Auch hier wartete ich ſtill und ruhig ab, und ſchließlich bewährte ſich auch in Schottland das alte Sprichwort: „Much cry and little wool“, „viel Geſchrei und wenig Wolle“. Ich habe oft gefragt, woher wohl dieſes Sprichwort komme, das man ſo oft in England hört. Endlich fand ich, daß es eine zweite Zeile gäbe, nämlich: „As the Deil said, when he shore the sow“, „wie der Teufel ſagte, als er die Sau ſchor.“ Es gab natürlich bei einer ſolchen Operation viel Geſchrei von Seiten der Sau, aber wenig Wolle, ſondern nur Borſten, aber ſelbſt meine Borſten habe ich nie gegen die Herren, die mich ſcheren wollten, heraus zu kehren gehabt.

Ich meine alſo, daß die, welche die Partei meines Pferdebürla nehmen wollten, es öffentlich und mit offenem Viſir hätten thun ſollen. So wie man fühlt, daß man die Wahrheit gefunden hat, ſo weiß man auch, daß, was wirklich und wahr iſt, niemals todtgeſchlagen noch todtgeſchwiegen werden kann, und zweitens, daß das Wahre in der Welt ſeinen Zweck hat, und daß dieſer Zweck ſchließlich ein guter ſein muß. Man beklagt ſich nicht über Blitz und Donner, ſondern man gewöhnt ſich an ſie, man ſucht ein Verſtändniß, um mit ihnen auf gutem Fuße zu leben, und man erfindet ſchließlich

Blitzableiter, um sich, so gut es geht, gegen das Unvermeidliche zu schützen. So ist es auch mit jeder neuen Wahrheit, wenn sie nur muthig vertheidigt wird. Erst schreit man und schimpft, daß sie falsch, daß sie gefährlich sei. Schließlich schüttelt man den weisen Kopf und sagt, das seien alte, längst bekannte Sachen, vor denen sich nur die alten Weiber fürchteten. Schließlich wird die Luft nach Blitz und Donner heiterer, frischer und gesunder. Als ich zuerst den langen Brief meines Pferdebürla durchgelesen, sagte ich mir: das ist ein Mann, der das Beste gethan, was er an seiner Stelle thun konnte. Er hat sich durch gewisse populäre Bücher belehren, aber auch widerstandslos beeinflussen lassen und meint schließlich, daß das Aufgeben von Ansichten, die ihm von Jugend auf eingeprägt worden waren, etwas so Braves und Verdienstliches sei, daß Alle, die anders denken, Feiglinge sein müßten. Mit diesem Einprägen der Wahrheit auf kindliche Gemüther ist es nun allerdings eine gefährliche Sache, und wenn ich auch nicht die starken Ausdrücke gebrauche, die mein Freund gebraucht — denn ich meine immer, je stärker die Sprache, desto schwächer das Argument —, so muß ich ihm doch bis zu einem gewissen Punkt Recht geben. Es erscheint unrecht, daß gerade bei den wichtigsten Fragen des Lebens das junge Gemüth eigentlich gar keine Stimme hat. Ein jüdisches Kind wird Jude, ein christliches

ein Christ, ein buddhistisches ein Buddhist. Was beweist das? Unzweifelhaft, daß in Bezug auf das Höchste im Leben, dem Kinde keine Stimme zukommt. Mein Freund fragt ganz entrüstet: „Gibt es Angesichts unserer Erkenntnisse und der Natur und der Stellung des Menschen in derselben etwas so Unerträgliches, ja Hassenswerthes als die Einimpfung des Irrthums ins zarte Bewußtsein der Schuljugend? Ich schaudere im Innersten zusammen bei dem Gedanken, daß in Hunderttausend von Kirchen und Schulen täglich, ja stündlich dieser handwerksmäßige Ruin des Höchsten, was es gibt, das Bewußtsein des menschlichen Gehirns, in allem Ernst betrieben wird. Max bist Du vielleicht auch noch ein Gottesfabler" u. s. w. Nun, in welchem Sinne ich ein Gottesfabler bin, das habe ich in meiner Antwort klar und bündig auseinandergesetzt und möchte wohl wissen, ob ich mein Pferdebürla damit überzeugt habe. Ich gehöre allerdings zu Denen, welche die Welt nicht für ein unvernünftiges Chaos halten, und ebenso zu Denen, die nicht zugeben können, daß es Vernunft ohne einen Vernünftigen geben kann. Vernunft ist eine Thätigkeit oder, wie Andere wollen, eine Eigenschaft, und es kann weder eine Thätigkeit ohne einen Thäter noch eine Eigenschaft ohne ein Subject geben, wenigstens nicht in der Welt, in der wir leben. Wenn die Leute, und selbst Philosophen von Fach, von der Vernunft sprechen, als sei sie ein

Kleinod, das man in einen Schubkasten oder in den menschlichen Schädel stecken könnte, so sind sie einfach Mythenbildner. Diese Krankheit der Sprache, wie ich Mythologie genannt habe, hat ja ihre tiefsten Wurzeln gerade in dieser ewig wiederkehrenden Erhebung eines Eigenschaftswortes oder eines Zeitwortes zu einem Hauptwort, eines Prädikats zum Subject. Hier liegt die Genesis der meisten Götter, nicht etwa nur, wie man glaubt, daß ich gelehrt hätte, in den späteren Wortspielen und Mißverständnissen, die ja interessant und populär sind, aber mit dem tiefsten Wesen des Mythus nur wenig zu thun haben. Man muß sich die Sachen nicht zu leicht machen.

Ich erkenne also einen Vernünftigen und somit Vernunft in der Welt an, oder, in anderen Worten: ich glaube an einen Denker und Lenker der Welt, gestehe aber gern zu, daß dieses Wesen unsere Fassungsgabe so unendlich weit übersteigt, daß es an Wahnsinn grenzt, ihm auch nur einen Namen geben zu wollen. Wenn wir trotz alledem solche Namen wie Jehovah, Allah, Deva, Gott, Vater, Schöpfer gebrauchen wollen, so geschieht dies eben aus menschlicher Schwachheit. Also ein Gottesfabler bin ich, in dem Sinne, wie ich es in meinem Briefe vollständiger auseinandergesetzt habe, und es hat mich sehr gefreut, zu sehen, daß wenigstens einige von Denen, die früher, wie sie mir sagen, auf der Seite des Pferdebürla

ſtanden, mir ſoweit vollkommen beiſtimmen, daß die Welt nicht unvernünftig ſei. Hier liegt die Scheide zwiſchen zwei Philoſophien. Wer da meint, daß die unvernünftige Welt durch survival of the fittest ꝛc. vernünftig wird, der ſteht auf einer Seite; ich ſtehe auf der andern, und halte es mit den griechiſchen Denkern, welche die Welt als den Ausdruck des Logos, oder eines vernünftigen Gedankens oder Denkers annehmen.

Hier aber wurde die Sache ernſt. Mit meinem Pferdebürla glaubte ich mich humoriſtiſch verſtändigen zu können, ſo wie ja auch ſein Brief von einem ſtillen Humor durchſchoſſen war. Aber meine genannten und ungenannten Gegner nehmen die Sache viel ernſter und gründlicher, und ſo bleibt mir natürlich nichts übrig, als es wenigſtens zu verſuchen, ihnen ernſtlich und gründlich zu antworten. Was meine Leſer dazu ſagen werden, weiß ich nicht. Ich meine immer, daß man ſelbſt in kurzen Worten ernſt und gründlich ſein könne. Wenn Schiller ſagt, daß er zu keiner Religion gehöre, und weshalb? aus Religion, ſo iſt das kurz und bündig, und doch ganz verſtändlich. Ich will es aber wenigſtens verſuchen, meinen Gegnern Schritt für Schritt zu folgen, ſelbſt auf die Gefahr hin, etwas langwierig zu werden.

Und nun zuerſt ein Sündenbekenntniß. Es iſt mir nachgewieſen worden, daß ich an einer Stelle meinem Pferdebürla Unrecht gethan habe. Ich ſchrieb:

„Sie meinen, daß Gott lieben und seinen Nächsten lieben so viel sei, als gut sein, und sind offenbar sehr stolz auf ihre Entdeckung, daß es keinen Unterschied zwischen gut und böse gebe. Nun," fahre ich dann fort, „wenn Gott lieben und seinen Nächsten lieben so viel ist, als gut sein, so ist doch wohl Gott nicht lieben und seinen Nächsten nicht lieben so viel, als nicht gut oder schlecht sein. Es gibt also einen sehr klaren Unterschied zwischen gut und schlecht. Und doch sagen Sie, Sie hätten einen Purzelbaum geschlagen, als Sie die Entdeckung machten, daß es keinen Unterschied zwischen gut und böse gebe!"

Nun, das sah aus, als hätte ich meinen Freund in eine Ecke getrieben, aus der er nicht leicht wieder herauskommen könnte. Ja, ich habe ihm aber Unrecht gethan und thue also, was ich kann, um mein Unrecht gegen ihn wieder gut zu machen. Mein Gedächtniß hat mir, wie so oft, einen Streich gespielt. Zur selben Zeit, als ich ihm antwortete, war ich nämlich auch in eifriger Correspondenz mit einem der Mitglieder des Religions-Parlaments in Chicago, und dort hatte man als eine Art Concordienformel, welche die Mitglieder aller und jeder Religion annehmen könnten, Liebe zu Gott und Liebe zu seinen Nächsten angenommen. So stieß es mir zu, daß ich glaubte, das Pferdebürla in Amerika stehe auf demselben Standpunkte und hätte sich also einen Widerspruch

mit sich selbst zu Schulden kommen lassen. Das ist aber nicht der Fall; er hat ein solches Zugeständniß von Gottesliebe und Nächstenliebe in seinem Briefe an mich nie gemacht. Wenn er also durchaus darauf besteht, daß es keinen Unterschied zwischen gut und schlecht gibt, so kann ich ihn wenigstens aus seinem eignen Munde nicht widerlegen. Die einzige Stelle, wo er inconsequent wird, ist, wo er zugesteht, daß er keinem Hunde einen Streich versetzen könne, doch aber voll Mordgier gegen die jüdische Gottesidee sei. Hier hält er es doch offenbar für gut, daß er gegen ein Thier nicht grausam sein könne, und betrachtet Mordgier als einen Gegensatz dazu. Auch gibt er zu, daß Lüge nie etwas Gutes stiften könne, und meint, daß die Wahrheit schön und hochheilig sei. Wenn die Lüge nichts Gutes, sondern nur Böses stiften kann, so muß es doch einen Unterschied zwischen gut und bös geben. Und was bedeutet denn schön und hochheilig, wenn es keinen Gegensatz zwischen gut und schlecht gibt! Doch ich will hier mit ihm über diesen Punkt nicht weiter rechten, sondern einfach peccavi sagen, und ich glaube, daß er, sein Geist oder seine Geistesgenossen, damit zufrieden sein werden. Wie anders wäre es aber gewesen, wenn ich mir einen solchen Fehler in einem persönlichen Streit hätte zu Schulden kommen lassen! Die betreffende Person hätte nie geglaubt, daß mein Versehen zufällig, und

nicht böswillig gewesen sei, trotzdem, daß es doch die dümmste Böswilligkeit gewesen wäre, etwas zu sagen, was Jeder, der lesen kann, augenblicklich für unwahr erkennen konnte. Doch genug davon und genug, um zu zeigen, daß mein Pferdebürla wenigstens consequent geblieben ist. Selbst wenn er einmal sich so weit vergißt, „Gott sei Dank" zu sagen, so entschuldigt er sich. Nur hat er uns leider nicht gesagt, was er sich eigentlich darunter gedacht, daß das Gute mit dem Bösen eine Identität bildet. Gut und bös sind doch relative Begriffe, ebenso wie rechts und links, schwarz und weiß, und obgleich er uns gesagt hat, daß er Purzelböcke geschlagen habe in der Freude an der Erkenntniß, daß diese Unterscheidung falsch sei, hat er uns ganz im Dunklen gelassen, wie wir uns diese Identität denken sollen.

Doch nun zurück zu wichtigeren Dingen. Meine Gegner stellen auch mich scharf zur Rede und fragen, wie ich mir wohl denke, daß die materielle Schöpfung vernünftig oder von Vernunft durchdrungen sein könne. Nun, ich glaubte, daß jeder philosophisch gebildete Kopf es sich klar gemacht haben müßte, daß es Dinge gibt, die über unsere Begriffe gehen, daß der Mensch einen wirklichen Anfang weder sinnlich fassen noch logisch begreifen kann, und daß nach dem Anfang des subjectiven Selbsts oder nach dem Anfang der objectiven Welt zu fragen dasselbe

ist, wie nach dem Anfang des Anfangs zu fragen. Alles, was wir thun können, ist, unsere Wahrnehmungen zu untersuchen, um zu sehen, was sie voraussetzen. Eine Wahrnehmung setzt nun offenbar ein wahrnehmendes oder ein Widerstand leistendes Selbst voraus, und auf der anderen Seite etwas, das sich uns aufdrängt, oder wie Kant sagt, etwas, das gegeben ist. Dies Gegebene könnte nun ein reiner Wirrwar sein, ist es aber nicht, sondern zeigt Ordnung, Ursache und Wirkung und offenbart sich somit als vernünftig. Diese Offenbarung einer vernünftigen Welt kann aber auf zwei Weisen erklärt werden. Daß es Vernunft in der Natur gibt, geben auch die meisten Darwinianer zu, aber sie meinen, dieses Vernünftige entstehe von sich selbst, indem in dem Lebenskampf (struggle for life) das Zweckmäßigste, Passendste, Beste nothwendig übrig bleibe (survival of the fittest). Bei dieser Weltansicht wird aber, wenn ich recht sehe, viel erschlichen. Woher kommt denn auf einmal diese Idee des Besten, ja selbst des Guten, des Passenden, des Zweckmäßigen in die Welt? Fallen denn die gebratenen Tauben vom Himmel? Ist die Taube selbst ein zufälliges Conglomerat, ein Evolut, das so oder ebenso anders hätte sein können? Es ist recht schön, daß man in der aufsteigenden Reihenfolge von Protozoen, Coelenteraten, Echinodermen, Würmern, Mollusken, Fischen, Amphibien, Reptilien die Vorstufen

der Vögel und schließlich der Mammalien und des Menschen erkennen will. Aber woher kommt denn der Gedanke Vogel oder Taube? Ist es nicht mehr als eine Abstraktion von unseren Perceptionen von Tausenden von Vögeln oder Tauben, oder muß die Idee des Vogels, ja der Taube, ja der Ringtaube da sein, damit wir sie dann hinter der Vielheit der Wahrnehmungen entdecken können?

Ist die Taube, in deren Flügeln jede Feder gezählt ist, ein reiner Zufall, ein reines Ueberbleibsel, das so, wie es ist, oder auch anders hätte sein können, oder ist es ein Gewolltes und Gedachtes, ein organisch Vollkommenes? Es ist dies die alte Frage, ob die Idee vor oder nach der Wirklichkeit existirte, an der das ganze Mittelalter sich die Zähne ausgebissen hat, die Frage, welche die Philosophen in zwei Lager, das der Realisten und der Nominalisten, theilte und noch jetzt theilt. Ich meine nun, daß gerade die neueste Naturforschung uns zeigt, daß die griechische Philosophie und namentlich Plato richtiger gesehen haben, wenn sie hinter der Vielheit der Individuen die Einheit der Idee oder der Species erkannten und somit die wahre Reihenfolge der Evolution nicht diesseits in einem Kampf ums Dasein, sondern jenseits der sinnlichen Wahrnehmung in einer Entwickelung des Logos oder der Idee suchten. — Die Lage der Dinge, scheint mir, bleibt dabei ganz dieselbe; die Reihen-

folge und die Zweckmäßigkeit in der Reihenfolge blieben unberührt, nur daß die Griechen in dem Vernünftigen und Zweckmäßigen der Natur die Verwirklichung vernünftiger, fortschreitender Gedanken, nicht die blutigen Ueberbleibsel eines ungeheuren Gladiatorenkampfes in der Natur sahen. Die Darwinianer scheinen mir den römischen Imperatoren zu gleichen, die warteten, bis der Kampf vorüber war, und applaudirten zu dem **survival of the fittest**. Die idealistische Philosophie, sei es Plato's oder Hegel's, sieht in dem, was wirklich ist, das Vernünftige, die Realisirung ewiger vernünftiger Gedanken. Diese Realisirung oder der Vorgang von dem, was man Schöpfung nennt, kann ja von uns nie anders als bildlich vorgestellt werden. Aber wir können diese bildliche Vorstellung immer reiner und reiner machen. Daß die Welt durch einen Holzhauer gemacht sei, wie das ursprünglich in dem hebräischen Worte **bara** und in dem deutschen Schöpfer, Schaffer, im englischen **shaper** oder im vedischen **trashtâ** und dem griechischen τεκτων lag, war ganz verständlich zu einer Zeit, wo das vorzüglichste Machen des Menschen das des Zimmermanns, dann des Steinhauers war, und wo auch der Name von Bauholz (**materies**) der allgemeine Name für Materie (ὑλη, Holz) werden konnte. Nachdem nun diese Idee des Urhebers des Weltalls als eines Zimmermanns oder eines Baumeisters als

unzulänglich fallen gelassen wurde, theilte sich die Welt in zwei Parteien. Die eine nahm materielle Urbestandtheile an, mag man sie nun Atome oder Monaden oder Zellen nennen, die im Zusammenstoß oder im Kampf mit einander oder auch in Liebe zu einander zu dem geworden, was wir jetzt um uns sehen. Die andere Partei sah das Unmögliche des Entstehens von etwas Vernünftigem aus dem Unvernünftigen ein und stellte sich ein vernünftiges Wesen vor, in dem das Urbild alles Geschaffenen sich entwickelte, den sogenannten Logos des Alls. Wie dieser Logos sich objectiv und materiell verwirklichte, das geht ebenso über alles menschliche Begreifen als das Entstehen des Kosmos aus unzähligen Atomen oder selbst aus lebendigen Zellen. So weit wäre also die eine Hypothese so vollkommen und so unvollkommen wie die andere. Aber die Logoshypothese hat den tiefgreifenden Vorzug, daß man statt einer langen Reihe von Wundern, mag man sie nun das Wunder der Monade oder des Wurms oder der Molluske oder des Fisches oder der Amphibie oder der Reptilie oder des Vogels oder schließlich des Menschen nennen, nur ein Wunder vor sich hat, den Logos, die Idee des Denkens oder des ewigen Denkers, der Alles, was existirt, im natürlichen Nacheinander gedacht und eben in diesem Sinne gemacht hat. Bei dieser Weltanschauung brauchen wir selbst das survival

of the fittest nicht aufzugeben, nur daß es im Logos, im Geiste vor sich geht, nicht in der entäußerten phänomenalen Welt. So würde es auch begreiflich werden, daß die embryologische Entwickelung der belebten Natur der biologischen oder geschichtlichen parallel läuft oder sie gleichsam recapitulirt, nur daß die Continuität des Gedankens weit inniger ist, als die der Wirklichkeit. So mag z. B. in der Entwickelung des menschlichen Embryos der Uebergang vom Invertebraten zum Vertebraten in der Wirklichkeit durch den vereinzelten Amphioxus vertreten werden, der da stehen geblieben, wo der vertebrate Mensch anfängt, und selbst keinen Schritt weiter thun kann, während der menschliche Embryo weiter und weiter wächst, bis er sein höchstes Ziel erreicht.

Um nun aus dieser und ähnlichen Thatsachen den Schluß zu ziehen, daß der Mensch wirklich einmal in diesem kaum vertebraten Zustande des Amphioxus existirte, was, genau gedacht, gar keinen Sinn abgibt, können wir die Thatsachen uns viel leichter begreiflich machen, wenn wir uns das Denken oder die Dichtung der Welt als eine aufsteigende Tonleiter vorstellen, in der jeder, auch der kleinste chromatische Ton ohne irgend welchen Bruch durchgemacht werden muß, während die Haupttöne erst rein und voll werden, sobald die nöthige Anzahl der Schwingungen erreicht ist. Diese Tonstufen sind das wahrhaft In-

tereſſante in der Natur. Wie die vollen, reinen Töne ein Zählen der Schwingungen vorausſetzen, ſo ſetzen die Stationen oder die wahren Species in der Natur ein Wollen oder Denken voraus, in dem der wahre „Origin of Species“ begründet liegt. Daß die ſogenannte natürliche Wahl, Natural Selection, hinreichen könne, um die Entſtehung der Arten zu erklären, hat ſelbſt Huxley bezweifelt[1]), er, der ſich doch ſelbſt den bulldog von Darwin nannte.

Wenn wir den Meinungsgenoſſen meines Pferdebürla ſo weit gefolgt ſind, ſo möchte ich hier gleich ein caveat einfügen, das zwar von keiner großen Bedeutung iſt, doch aber den Einen oder den Andern von einem Holzwege abwenden wird, den auch das Pferdebürla nicht vermieden hat. Er ſpricht von der Stellung des Menſchen in der Natur; er meint, wie ſo viele Andere, daß der Menſch nicht nur ein Thier iſt und zu den Mammalien gehört, was ja Niemand jemals geleugnet hat, ſondern daß er desſelben Weſens als die Thierwelt ſei. Er braucht deshalb nicht die ganze Affentheorie angenommen zu haben, er ſagt es wenigſtens nicht; aber daß jeder Einzelne und das ganze menſchliche Geſchlecht von einem unbekannten Thierpaar abſtammt, ſcheint er als unzweifelhaft hinzunehmen. In der ſogenannten Würde des Menſchen

[1]) Academy, 2. Jan. 1897. S. 12.

könnte dies nun, soweit ich sehe, nicht den geringsten Unterschied ausmachen. Hätte der Mensch einen prehensilen Schwanz, so würde ihm das nichts von seiner Ehrbarkeit nehmen. Ich selbst habe sogar wenig Zweifel, daß es in prähistorischer, ja in historischer Zeit geschwänzte Menschen gegeben habe. Ich gehe noch weiter und behaupte, daß, wenn es je einen Affen gäbe, der Begriffe und Worte bilden kann, er ipso facto ein Mensch wäre. Ich habe also keine Vorurtheile, wie die Advocaten der Affentheorie sie uns so gern in die Schuhe schieben möchten. Was ich und meine Meinungsgenossen von unseren Gegnern verlangen, ist nur ein etwas schärferes Denken und eine gewisse Beachtung der Resultate unserer Wissenschaft, so wie wir sie auf unserer Seite ihren eigenen Forschungen geschenkt haben. Sie haben uns gelehrt, daß der Körper, in dem wir leben, zuerst eine einfache Zelle war. Was dieses zuerst bedeutet, bleibt dabei noch hingestellt. Diese Zelle nun war wirklich, was das Wort bedeutet, die Cella eines stummen Einsiedlers, des Selbsts. Die Hauptsache ist und bleibt, was in der Zelle ist. Durch Gemmation, durch Differenzirung, durch Segmentation, durch Evolution, oder was man sonst noch für technische Ausdrücke brauchen will für Theilung, Vermehrung, Knospung und Wachsthum u. s. w. ward jede Zelle zu hundert, zu tausend, zu Millionen Zellen. Innerhalb dieser

Zelle ist ein heller Punkt, aber über diesen hellen Punkt gehen selbst die Mikroskope nicht hinaus, obgleich ganze Welten darin enthalten sein mögen. Wenn man nun bedenkt, daß es noch nie gelungen ist, die menschliche Zelle von der ursprünglichen Zelle eines Pferdes, eines Elephanten, oder eines Affen zu unterscheiden, so wird man einsehen, wie viel unnöthige Entrüstung über den Affenursprung des Menschengeschlechts und wie viel unverständiges Denken über den thierischen Ursprung des Menschen, d. h. des Individuums, in den letzten Jahren verschwendet worden ist. Mein Körper, dein Körper, sein Körper stammt (ontogenetisch) von der Zelle ab, ist in der That die Zelle, welche ohne Unterbrechung von Anfang bis zu Ende dieselbe geblieben, ohne jemals trotz allen Wandlungen ihre Identität zu verlieren. Diese Zelle hat in ihren Wandlungen merkwürdige Analogien gezeigt mit den Wandlungen anderer thierischer Zellen. Während aber die anderen thierischen Zellen in ihren Wandlungen hier und da stehen blieben, entweder bei der Grenze der Würmer, der Fische, der Amphibien, der Reptilien oder der Mammalien, geht die eine Zelle, welche bestimmt war, Mensch zu werden, bis zur Stufe des geschwänzten katarrhinen Affen, ja des ungeschwänzten Affen fort, und ohne sich hier aufzuhalten, schreitet sie unaufhaltsam ihrem ursprünglichen Ziel entgegen

und hält erst an, wo sie bestimmt war anzuhalten. Sprechen wir also nicht philogenetisch, sondern ontogenetisch: wo hat denn unsere eigene Zelle irgend welche Berührung mit der Zelle, die bestimmt war, Affe zu werden, und Affe geworden und geblieben ist? Wenn wir die Zellentheorie in ihrer letzten Fassung annehmen, was kann es dann für einen Sinn haben, wenn der verstorbene Henry Drummond sagt, daß „die Erzeuger der Vögel und die Erzeuger des Menschen in einer sehr entfernten Periode ein- und dieselben waren“ [1]). Würde nicht ein ganz kleines Quantum von strengem logischen Denken die kühne Hypothese, daß wir direct oder indirect aus einer Menagerie stammen, von vornherein abgeschnitten haben? Jeder Mensch, und also auch die gesammte Menschheit, hat seine ununterbrochene embryologische Entwickelung auf eigene Faust durchgemacht; kein Mensch und keine menschliche Zelle entspringt dem Schoße einer Aeffin oder irgend eines Thieres, sondern nur dem Schoße einer menschlichen Mutter, befruchtet von einem menschlichen Vater. Oder verdanken die Menschen ihr Dasein einer Mißgeburt?

Wie verschiedene Bäche neben einander herlaufen und dieselben Erdschichten durchziehen können, und der eine Bach in einem See endigt, während die

[1]) Ascent of Man p. 187.

anderen weiter fließen, größer und größer werden, bis endlich der eine Fluß sein höchstes Ziel, das Meer, erreicht, so entwickeln sich auch die Zellen eine Zeit lang nebeneinander, bleiben dann jede bei ihren Bestimmungspunkten stehen, während andere weiter fortschreiten; aber die fortgeschrittene Zelle stammt so wenig von der festgehaltenen Zelle ab als der Indus von der Sarasvati. Die Bestimmungspunkte sind eben die Ausgangspunkte der wahren Species, und wenn diese Punkte erreicht sind, hört die specifische Entwickelung auf, und es bleibt nur die Möglichkeit der Varietät, deren Ursprung durch die Vielheit der Individuen unabweislich bedingt ist, die aber nie mit einer wahren Species verwechselt werden sollte. Jede Species repräsentirt einen Willensact, einen Gedanken, und an diesem Gedanken kann nicht gerüttelt werden, so nahe auch oft die Versuchung liegt.

Hiermit glaube ich wenigstens einen der Einwände, den meine Correspondenten mir gemacht, so gut, als ich konnte, beleuchtet und widerlegt zu haben. Wer überzeugt ist, daß jedes Individuum, sei es Fisch oder Vogel, aus seiner eigenen Zelle entstanden ist, der weiß ipso facto, daß die Zelle eines Menschen, so ununterscheidbar sie auch für das menschliche Auge von der Zelle des katarrhinischen Affen ist, doch nie die Zelle eines Affen gewesen sein kann. Und was ontogenetisch gilt, gilt natürlich auch phylogenetisch.

Für mich selbst hat diese Frage nach dem Affenursprung des Menschen nie ein großes Interesse gehabt; ich zweifle selbst, ob das Pferdebürla viel Gewicht darauf gelegt haben würde. Seine Vertheidiger aber halten sie offenbar für eine der Haupt- und Grundfragen, auf der unsere ganze Weltanschauung aufgebaut werden muß. Meiner Ansicht nach kommt so wenig auf unsere fleischliche Hülle an, daß ich, wie ich oft gesagt, einen Affen, der sprechen, d. h. begrifflich denken könnte, augenblicklich für einen Menschen und Bruder anerkennen würde, trotz seines Felles, trotz seines Schwanzes, trotz seines verkümmerten Gehirns. Wir sind doch nicht das, was begraben oder verbrannt wird. Wir sind nicht einmal die Zelle, sondern der Einsiedler in der Zelle. Doch dies bringt mich auf neue Fragen und Einwände, die mir die Vertreter und Nachfolger des Pferdebürla gemacht haben, und die ich bei einer anderen Gelegenheit zu beantworten hoffe, vorausgesetzt, daß meine eigene etwas baufällige Zelle noch so lange gegen Wind und Regen aushält.

Frascati, April 1895.

F. Max Müller.

Sprache und Geist.

Die Anzahl der Pferdebürlas scheint mit jedem Monate zu wachsen. Er würde sich freuen, wenn er die Briefe sähe von Männern und Frauen, die alle auf seiner Seite stehen und alle mir klar zu verstehen geben, daß ich doch ja nicht glauben solle, meinen unbekannten Freund widerlegt zu haben. Der Brief von **Ignotus Agnosticus** in dem Juniheft der „Deutschen Rundschau" ist eine gute Probe dieser Briefe. Ich habe ihn mit vielem Interesse gelesen und ihn theilweise schon in meinem Aufsatz in derselben Nummer berücksichtigt, hoffe aber, seine Einwände zusammen mit denen einiger anderer Correspondenten später noch voller zu beantworten. Gern hätte ich einige dieser an mich gerichteten Schreiben erscheinen lassen. Aber erstens sind sie zu lang und bei Weitem nicht so urkräftig wie der Brief des Pferdebürlas. Zweitens sind sie meist so anerkennungsvoll gegen mich, selbst wo sie von mir abweichen, daß es mir nicht zusteht, sie der Oeffentlichkeit zu übergeben. Daß es auch an groben

Briefen nicht gefehlt hat, versteht sich von selbst; diese waren aber stets anonym, als ob sich die Schreiber denn doch ihres heroischen Stils geschämt hätten. Ich habe nie verstehen können, welchen Reiz die Grobheit haben kann. Grobe Arbeit überläßt doch der Meister meistens dem Handlanger. Alles Grobe, sei es ein Klotz oder ein Keil oder eine Klinge gilt für unfertig, für roh, für schartig und durchaus nicht für schneidig. Niemand ist auf ein grobes Hemd stolz, aber in einem groben Kittel von Schimpfworten stolziren so manche, selbst ausgezeichnete Leute, ganz unbeirrt durch die Straßen, ohne eine Ahnung von ihren Blößen zu haben.

Nun, ich will versuchen, meinen unbekannten Gegnern und Freunden, den groben wie den ehrenwerthen, so gut ich kann, gerecht zu werden. Grob werden kann ich nun einmal nicht, so sehr man es auch von einigen Seiten her zu wünschen scheint. Es kann ja dann Jeder sich wählen, was speciell für seine Adresse bestimmt war.

Ich kann natürlich nicht auf alle Einwände eingehen, die man mir gemacht. Viele haben mit dem, was dem Pferdebürla am Herzen lag, sehr wenig oder gar nichts zu thun. Die Antinomien, z. B. über die Unendlichkeit des Raumes und der Zeit, gehören längst in die Geschichte der Metaphysik und sind von Kant und seiner Schule so gründlich durchgearbeitet, daß schwerlich etwas Neues darüber zu sagen ist.

In der Frage über das Alter unserer Welt muß man nur unterscheiden zwischen Welt als Universum und Welt als unsere Welt, d. h. als die Erde oder die irdische Welt. Ein Anfang der Welt als Universum ist natürlich für uns unfaßbar, aber von einem Anfang der Erde, namentlich der von Menschen bewohnten Erde, kann man wohl sprechen, weil uns hier, wie Lord Kelvin gezeigt, die astronomische Physik und die Geologie in den Stand setzen, gewisse chronologische Grenzen festzustellen, und zu sagen wie alt, und nicht älter oder jünger, unsere Erde sein kann. Es war von der Welt im Sinne von unserer Welt, d. h. der Erde, daß ich sagte, daß, wenn sie Millionen Jahre alt sei, es doch eine Zeit gegeben habe, ehe sie ein Jahr oder ehe sie 1897 Jahre alt war. Von der Welt als Universum würde man das kaum sagen; im Gegentheil würde hier das Axiom in Anwendung kommen, daß jede Grenze ein Jenseits, d. h. ein Nichtbegrenztes voraussetze, bis wir dahin kommen, wo, wie das Volk sagt, die Welt mit Brettern vernagelt ist. Ich habe vor vielen Jahren nachzuweisen gesucht, daß unsere Sinne überhaupt nie eine wirkliche Grenze, sei es im Größten, sei es im Kleinsten, wahrnehmen können, sondern uns überall das Unendliche als ihren Hintergrund geben, und daß Alles, was mit Religion zu thun hat, aus diesem unendlichen Hintergrund als seinem letzten und tiefsten

Grunde entsprungen ist. Anstatt zu sagen, daß wir sinnlich nur das Begrenzte wahrnehmen, habe ich zu zeigen gesucht (On the Perception of the Infinite), daß wir sinnlich überall das Unbegrenzte wahrnehmen, und daß wir und nicht die Objecte es sind, welche die Grenzlinien in unseren Wahrnehmungen ziehen. Wenn ich diese unbewußte Allgegenwart des Unendlichen auch die Quelle aller Religion nannte, so war dies der höchste, der abstracteste und allgemeinste Ausdruck, der sich für das weite Gebiet des Transcendenten finden ließ; er hatte mit den historischen Anfängen der Religion natürlich gar nichts zu thun. Wenn die Arier im blauen Himmel ihren Gott, ihren Dyaus fühlten, dachten und nannten, so meinten sie zunächst den blauen Himmel innerhalb des Horizonts. Wir aber wissen, daß sie, indem sie den Himmel Dyaus nannten, ein unendliches Subject im Sinne hatten, einen Deva, einen Gott. Doch, wie gesagt, diese Dinge lagen dem Pferdebürla fern, und er würde schwerlich etwas einzuwenden gehabt haben.

Sein Haupteinwand war ganz anderer Art. Er wollte beweisen, daß der menschliche Geist ein bloßes Gespenst von Menschenhand sei, daß es in der Welt nur Körper gebe, und daß der Geist aus dem Körper entstanden sei, also nicht das prius, sondern das posterius jener Körper bilde. Diese Ansicht ist offenbar eine weit verbreitete und hat wenigstens in den

an mich gerichteten Zuschriften die zahlreichste Unterstützung gefunden. „Der Geist," so schrieb das Pferdebürla, „ist nicht ein prius, er ist ein development, ein sich entwickelndes Phänomen." Alles ist ja jetzt Entwickelung, und es gibt keinen schöneren Balsam für alle Uebel als Entwickelung. Wenn Kenntniß der Entwickelung im Sinne von wissenschaftlicher Geschichtsforschung genommen wird, so stimmt ja Jeder zu, denn wie kann es etwas geben, was sich nicht entwickelt hat? Um zu wissen, was ein Ding ist, muß man eben lernen, wie es das geworden ist, was es ist. Ein sehr beliebter, jüngst verstorbener englischer Philosoph, Henry Drummond, der ganz evolutionstrunken war, gibt dennoch in seinem letzten Werke „The Ascent of Man" ganz offen zu, daß „order of events is history, and Evolution — is history" (p. 132). Damit bin ich natürlich ganz zufrieden, denn ich habe es nun seit mindestens dreißig Jahren zur Zeit und außer der Zeit gepredigt. Aber diese Ordnung oder diese Reihenfolge der Thatsachen muß mit wissenschaftlicher Genauigkeit nachgewiesen und nicht nur postulirt werden. Wenn also mein Pferdebürla sich begnügt hätte, zu sagen: „Auch der menschliche Geist ist eine Entwickelung," so würde ihm gewiß kein Geschichtsforscher, am wenigsten ein Sprachforscher, widersprochen haben. Er sagt aber: „Max, alle deutschen Gelehrten, oder bitte die Mehrzahl der-

ſelben, ſind immer noch im Wahn befangen, als ſei der Geiſt ein prius. Mit nichten, Max, der Geiſt iſt ein development, ein ſich entwickelndes Phänomen. Man ſollte es für unmöglich halten, daß ein denkender Menſch, der je ein Kind beobachtet hat, anderer Meinung ſein könnte; warum denn Geſpenſter hinter der Materie ſuchen? Der Geiſt iſt eine Function lebendiger Organismen, welche auch eine Gans, ein Huhn beſitzt." Bei dem Pferdebürla war eine ſolche Sprache ſchon zu entſchuldigen, aber wenn Philoſophen von Fach dieſelbe Sprache gebrauchen, ſo muß man ſich doch etwas wundern. Wie kann man denn eine ſolche Behauptung aufſtellen, ohne irgend welchen Beweis, ja ohne wenigſtens mit einigen Worten zu ſagen, was man unter Geiſt verſteht? Die deutſche wie die engliſche Sprache wimmelt von Worten, die alle zur Abwechſelung angewendet werden, aber doch auch wieder jedes ſeine eigene Schattirung hat. Wenn wir „mind" mit Geiſt überſetzen, ſo müſſen wir bedenken, daß Geiſt in Ausdrücken wie: „Er hat den Geiſt aufgegeben" ſo viel bedeutet als Lebensgeiſt oder das phyſiſche Leben. Dasſelbe gilt von „spirit" in Ausdrücken wie his spirit has departed. Aber ſo leicht es iſt, zwiſchen spirit im Sinne von Lebensathem und spirit im Sinne von Geiſt oder mind zu unterſcheiden, ſo ſchwer wird die genaue Definition bei Worten wie intellect (Intellect), reason (Ver-

nunft), understanding (Verſtand), thought (Denken oder Gedanke), consciousness (Bewußtſein) oder self-consciousness (Selbſtbewußtſein); von Seele (soul) und Gemüth (feeling) in ihren verſchiedenen Bethätigungen gar nicht zu ſprechen. Dieſe Worte werden im Deutſchen wie im Engliſchen ſo wild durch einander geworfen, daß man ſich oft ſcheut, ſie auch nur anzurühren. Wenn es nun gar heißt, der Geiſt ſei ein development, er ſei nicht ein prius, was ſoll man ſich dann dabei denken? Iſt hier der Lebensgeiſt gemeint, oder der Verſtand oder die Vernunft oder das Bewußtſein? Wir leiden hier an einem wirklichen und ſehr gefährlichen embarras de richesse. Die Worte ſind gemacht worden, oft um ganz dasſelbe, nur von verſchiedenen Standpunkten angeſehen, zu bedeuten. Da es aber verſchiedene Worte waren, ſo hat man geglaubt, ſie müßten auch verſchiedene Dinge bedeuten. Verſchiedene Philoſophen haben dann auch verſchiedene Definitionen von dieſen Worten vorgebracht, bis man endlich glaubte, daß es für jedes dieſer Worte einen eigenen Träger, ein eigenes Subject geben müſſe, während einige von ihnen doch urſprünglich nur Bethätigungen von ein und derſelben Subſtanz bedeuten ſollten. Verſtand, Vernunft, Denken (understanding, reason und thought) drückten urſprünglich Eigenſchaften oder Thätigkeiten aus, die Thätigkeiten des Verſtehens, des Vernehmens, des

Denkens, und wenn man sie zu Hauptwörtern erhob, so war das einfach psychologische Mythologie, die ebenso weit grassirt hat und noch grassirt wie die physische Mythologie der alten arischen Völker.

Es wäre am nützlichsten, wenn man alle diese verwitterten und verschimmelten Ausdrücke ganz bei Seite legen könnte und zunächst ein Wort einführte, das einfach das bedeutete, was nicht unter Körper verstanden wird, das Subject im Gegensatz zur objectiven Welt. Es würde daraus noch gar nicht folgen, daß, was nicht Körper ist, deshalb unabhängig vom Körper existiren muß. Es würde zunächst nur aussagen, daß es neben dem objectiven oder sinnlich wahrnehmbaren Körper auch etwas Subjectives und mit den fünf Sinnen nicht Wahrnehmbares gibt. Der beste Name für dieses scheint mir noch immer der Vedântische terminus technicus **Âtman** zu sein, den ich durch „das Selbst" übersetze, da unser Sprachgefühl es kaum erlaubt, ein Wort wie „der Selbst" einzuführen. Seele hat einen zu gemüthlichen Anstrich bei uns, um als Aequivalent von **Âtman** zu passen.

Dieses Selbst oder dieser Selbst ist nun etwas, das für sich selbst und nicht für Andere ist. Während alles rein Körperliche für uns Menschen nur existirt, indem es wahrgenommen wird, existirt das Selbst dadurch, daß es wahrnimmt. Während das Esse aller Objecte ein percipi, ein Wahrgenommen oder

Gewußtwerden ist, ist das Esse des Selbst ein percipere, ein Wahrnehmen, Wissen, d. h. das Selbst ist nur als sich selbstwissend denkbar. Das Selbst existirt, auch wenn es sich noch nicht klar weiß, aber es ist wirkliches Selbst erst, wenn es sich selbst weiß, und es bedarf eines langen und ernsten Denkens, damit das Selbst sich erkennt oder wieder erkennt, als verschieden vom Ich oder vom Körper. Ist das Selbst aber einmal zu sich selbst gekommen, so schwindet die Dunkelheit oder der phänomenale Schein, den die Vedânta-Philosophen Avidyâ (das Nichtwissen) oder auch Mâyâ (den Schein) nannten.

Woher nun dieses Nichtwissen, dieser Schein oder die Welt der Erscheinung gekommen, das ist eine der Fragen, welche kein menschliches Wesen je lösen wird. Es gibt Fragen, welche von jeder vernünftigen Philosophie als einfach ultra vires abgelehnt werden sollten. Wir wissen, daß wir gewisse Töne nicht hören, gewisse Farben nicht sehen können; warum denn nicht einsehen, daß wir gewisse Dinge nicht begreifen können? Auch die Vedânta-Philosophen betrachten die Avidyâ (das Nichtwissen) für unerklärlich, und ursprünglich lag dies wohl schon in dem Namen, den sie ihr gaben. Was sie wollten, war: das zeitweilige Dasein einer solchen Avidyâ nachzuweisen, nicht aber ihren Ursprung zu entdecken; und dann in der Vidyâ oder in der Vedânta-Philosophie

die Mittel anzugeben, wodurch die Avidyâ vernichtet werden könnte. Also wie oder wann das Selbst dem Nichtwissen, der Avidyâ, der Mâyâ (dem Schein oder der phänomenalen Welt) verfiel, das wollen die Vedânta-Philosophen so wenig erklären, als wir es erklären wollen, wie das Selbst dem Körper, den Sinnen des Körpers und der sinnlichen, d. h. phänomenalen Körperwelt verfiel. Wir fangen unsere Philosophie mit dem an, was gegeben ist, also mit einem Selbst, das in seiner Verkörperung Alles weiß, was dem Körper zustößt, das eine Zeit lang sich mit dem Körper vermischt, bis es zur wahren Selbsterkenntniß gelangt und dann schon im Leben oder später im Tode, von seinem phänomenalen Dasein oder vom Körper befreit, wieder zu sich selbst kommt.

Wie dieser Körper mit seinen die phänomenale Welt uns zuführenden oder vorstellenden Sinnen entstand und sich entwickelt hat, das ist eine Frage, welche der Biologie angehört, und welche die Zellentheorie, so weit es eben dem menschlichen Verstande möglich ist, annähernd gelöst hat. Die andere Frage ist die Entwicklung des sogenannten Geistes, d. h. des subjectiven Wissens von der phänomenalen Welt. Hierzu bedürfen wir eben des Körpers, so, wie er ist und lebt, und der Sinnesorgane, so, wie sie sind. Wir wissen, daß alle Sinneswahrnehmungen auf Schwingungen unseres Körpers, d. h. der Nerven, be-

ruhen, und wenn wir uns den Uebergang der Eindrücke zu gewußten Vorstellungen deutlich machen wollen, so geschieht dies am besten durch Annahme des Selbsts als eines Zeugen oder Mitwissers der Nervenschwingungen. Dies ist aber nur ein Bild, nicht etwa eine Erklärung, denn eine Erklärung gehört in die Utopien der Philosophie. Wie Atome dazu kommen, zu denken, das wissen auch die Atomiker nicht, und man meine nur nicht, daß der sogenannte Darwinismus hier auch nur einen Schritt weiter geholfen habe oder weiter helfen könne. Was auch einige der Darwinianer sagen mögen, nichts kann einfacher sein als das offene Bekenntniß des Nichtwissens in diesem Punkte von Seiten Darwin's. Diese offenen und bescheidenen Aussprüche des großen, aber genügsamen Denkers werden gewöhnlich mit Stillschweigen übergangen oder gar als Zeichen einstweiliger Schwäche hinweg disputirt. Für mich sind sie im Gegentheil sehr werthvoll und sehr charakteristisch für Darwin.

An einer Stelle („Origin of Species", p. 191) sagt er: „Ich habe nichts mit dem Ursprung der Geisteskräfte zu schaffen, noch mit dem Ursprung des Lebens selbst." An einer anderen („Descent of Man", p. 66) spricht er noch deutlicher und sagt: „In welcher Weise die Geisteskräfte sich zuerst in den niedrigsten Organismen entwickelten, ist eine ebenso hoffnungslose Untersuchung als die, wie das Leben seinen An-

fang nahm." Also man glaube nur nicht, daß man mit dem Worte Evolution oder mit dem Namen Darwin's alle Thore und Thüren öffnen kann. Es ist leicht, mit Drummond zu sagen: „Evolution ist eine Revolution der Welt, der Natur wie des Geistes gewesen und hat in der Erinnerung der noch Lebenden Fernsichten in die Vergangenheit und in die Zukunft eröffnet, wie sie die Wissenschaft noch nie vorher gekannt hatte." Das sind brave Worte, aber was bedeuten oder beweisen sie wohl? Du Bois-Reymond hatte schon lange vorher gesagt: „Wie aus dem Zusammenwirken von Atomen Bewußtsein entstehen soll, ist gänzlich unbegreiflich." Ebenso entschieden wie Darwin spricht Huxley in der „Contemporary Review", 1871: „Im Namen der Biologie, ich weiß nichts und hoffe auch nie etwas zu wissen von den Uebergangsstufen, durch welche molekülare Bewegung zu Zuständen des Bewußtseins wird." Moleküle sowie Atome werden gewußt. Schreibt man ihnen Wissen zu, so werden sie unmittelbar zu Leibniz'schen Monaden; es entwickelt sich dann aus ihnen, was eben hinein gewickelt worden ist. Das Wissen gehört allein dem Selbst, mag man es nennen wie man will. Die Nervenfäden könnten schwingen so viel sie wollten, Millionenmal Millionenmal in einer Sekunde: sie würden uns nie die Empfindung von Roth hervorbringen, gäbe es nicht das Selbst als den Empfänger

und den Beleuchter, den Ueberſetzer dieſer Aetherſchwingungen; dieſes Selbſt, das eben nur empfängt, nur beleuchtet, nur weiß, und von dem wir ſonſt nichts ausſagen können, als was die indiſchen Philoſophen sa*k*-*k*id-ânanda nennen, daß es iſt, daß es wahrnimmt, und, wie ſie hinzufügen, daß es ſelig iſt, d. h. in ſich vollendet, ungetrübt und ewig.

Nehmen wir unſere feſte Stellung auf dieſem ſeienden und wahrnehmenden Selbſt ein (denn *k*id iſt nicht ſowohl denkend als wahrnehmend oder wiſſend), ſo kann zunächſt keine Frage ſein, daß es nicht nur im Menſchen, ſondern ebenſo im Thiere vorhanden iſt; nur hüte man ſich, daraus zu ſchließen, daß, was wir unter Menſchengeiſt verſtehen, d. h. verſtändiges und vernünftiges Denken, eine nothwendige Function aller lebenden Organismen ſei, welche auch eine Gans, ein Huhn beſitzt. Es iſt mit dem wahrnehmenden Selbſt ganz wie mit der Zelle. Dem Augenſchein nach ſind ſie alle gleich. Um es bildlich auszudrücken, hat aber die eine Zelle ein Billet nach Köln, die andere nach Paris, die dritte nach London. Sie kommt alſo bis auf ihre Station, bleibt dann aber ſtationär, und keine Macht der Welt kann ſie mit ihrem Billet, d. h. ihrer urſprünglichen Beſtimmung, ihren zu Grunde liegenden ewigen Gedanken, weiter bringen. Ebenſo iſt es mit dem wahrnehmenden Selbſt. Es iſt ganz wahr: das Selbſt ſieht, das Selbſt hört, und

das Selbst denkt. Wie es nun Thiere gibt, die nicht sehen, die nicht hören können, so gibt es auch Thiere — und nicht weniger als alle — die nicht sprechen können. Allerdings haben die Thiere, die sprechen, d. h. die Menschen, auch die früheren Stationen im Eilzug mit durchgemacht, aber sie sind weder ausgestiegen noch haben sie irgend etwas gemein mit den auf früheren Stationen Zurückgebliebenen, am allerwenigsten kann man sie als die Abkömmlinge dieser Zurückgebliebenen betrachten. Man lache nicht über mein Simile, es soll ja nicht mehr als ein Simile sein. Natürlich wird man sagen, daß, wer nach Köln reist, auch nach Paris reisen kann und, wer einmal in Paris ist, leicht über den Kanal kommt. Man muß eben ein Gleichniß nicht zu Tode reiten, sondern sich immer an die Thatsachen halten. Warum wächst denn das Gras nicht so hoch als eine Pappel, warum ist Sorge getragen, wie Goethe sagt, daß kein Baum in den Himmel wächst? Eine Erdbeere könnte ja so groß wie eine Gurke oder ein Kürbiß werden, aber sie thut es nicht. Wer zieht hier die Grenze? Auch ist es ganz wahr, daß auf jeder Grenze kleine Ueberschreitungen rechts und links stattfinden. Man hört fast jedes Jahr von einer enorm großen Erdbeere, und man würde gewiß auch leicht enorm kleine finden können. Aber bei alledem bleibt die Norm; und woher kommt sie, wenn sie nicht von derselben Hand

oder derselben Quelle, welche wir mit dem Billetausgeber auf der Eisenbahn verglichen, und in dem Alle, die mit der Geschichte der Philosophie vertraut sind, leicht den griechischen Logos wieder erkennen werden?

Diese Gleichnisse sollten wenigstens so weit nützlich sein, um die Gedankenverwirrung aufzudecken, mit der z. B. Herr Romanes sagte: „Es ist nicht nur begreiflich, sondern es ist unabweislich, daß der menschliche Geist aus den Geistern der höheren Quadrumana auf dem Wege natürlicher Genesis entstanden ist.“ Der menschliche Geist kann alles Mögliche bedeuten; man muß also fragen, ob er hier bloßes Bewußtsein oder ob er Verstand und Vernunft bedeuten soll. Zweitens ist doch der menschliche Geist nicht etwas für sich irgendwie Bestehendes, sondern es kann nur der Geist eines Menschen gemeint sein. Man kann in diesen Discussionen nicht vorsichtig genug sein — sonst setzt man schließlich bloße Abstractionen an die Stelle von concreten Dingen. Wir kennen den menschlichen Geist als Concretum gar nicht, sondern nur als Abstractum, und wenn als Abstractum, dann wieder nur als den Geist eines oder vieler Menschen. Wie soll man es sich also denken, daß mein Geist oder der Geist von Darwin aus den Geistern der höheren Quadrumana entstanden ist! Man kann solche Dinge wohl sagen, aber kann man sich auch etwas dabei denken? Es liegt hier, wenn ich nicht irre, derselbe

Gedankenfehler vor, den wir früher nachgewiesen haben, wenn man uns sagte, daß der menschliche Körper von den Körpern der höheren Quadrumana abstamme. Das hat absolut keinen Sinn, wenn wir nur festhalten, daß jeder organisirte Körper ursprünglich eine Zelle war oder von einer Zelle stammt, und daß jede Zelle selbst in ihrer complicirtesten, multiplicirtesten oder vollendetsten Form stets ein Individuum ist und bleibt. Von einer Abstammung des menschlichen Geistes aus den Geistern der höheren Quadrumana kann also keine Rede sein, weil man absolut keinen faßbaren Sinn darin entdecken kann, man müßte sich denn auf eine Mißgeburt berufen und diese Mißgeburt als die Mutter aller Menschen, und zwar ohne einen berechtigten Vater, hinstellen. So weit verirrt sich die Gedankenlosigkeit, selbst wenn sie in königlichen Gewändern einherstolzirt.

Vor Allem ist festzustellen, was man denn eigentlich unter den Geistern der höheren Quadrumana als verschieden vom menschlichen Geist verstehen soll. Was fehlte denn diesen animalischen Geistern, um menschlich zu werden? Und was besitzen sie, oder was sind sie, wodurch sie eine Ebenbürtigkeit mit den Menschen beanspruchen können? Wie viel Unklarheit in diesen Punkten unter den besten Thierpsychologen herrscht, sehen wir, wenn wir z. B. die Behauptungen von Romanes mit denen von Lloyd Morgan vergleichen.

Während der Erstere eine natürliche Genesis des Menschengeistes vom Thiergeist als unbestreitbar, ja als gar nicht anders denkbar hinstellt, sagt der Letztere, sein größter Bewunderer: „Ich fühle mich gezwungen, zu glauben, daß der Geist meines sehr gescheidten Lieblingshundes von dem meinigen generically verschieden ist“ (Lloyd Morgan, „Animal Life and Intelligence“, p. 350). Generically bedeutet doch hier wohl: nach seinem genus oder nach seiner genesis. Doch sagt derselbe Gelehrte nichtsdestoweniger an einer anderen Stelle, daß er eine Verschiedenheit in kind, das ist doch in genere, zwischen dem Geist des Menschen und dem Geist des Hundes nicht zugeben kann. Wenn man nur seine Worte definirte, so würden solche Widersprüche mit der Zeit unmöglich werden.

Was Mensch und Thier gemein haben, ist das Selbst, und dieses sogenannte Selbst besteht zunächst im Wahrnehmen. Dieses Wahrnehmen gehört wie gesagt zu den gegebenen und nicht weiter zu erklärenden Dingen. Es ist die Eigenheit des ewigen Selbsts, sowie des Lichtes, zu leuchten, sich selbst zu beleuchten, d. h. zu wissen. Sein Wissen ist sein Sein, und sein Sein ist sein Wissen oder sein Selbstbewußtsein. Nehmen wir nun das Selbst, so wie wir es finden, nicht für sich, sondern verkörpert, so müssen wir ihm neben seinem Selbstbewußtsein

zugleich ein Bewußtsein der Zustände des Körpers zuerkennen, wohlverstanden, ohne daß wir daran denken können, seine Verkörperung uns irgendwie begreiflich machen zu wollen. Es ist so — das ist Alles, was wir sagen können, ebenso wie wir bei einer früheren Betrachtung die Verkörperung und Vervielfältigung des ewigen Logos ebenfalls nur als etwas Gegebenes hinnehmen mußten, ohne dieser Thatsache durch Begriffe oder auch nur durch Gleichnisse näher kommen zu können. Hier beginnt nun die Aufgabe des Psychologen. Gegeben sei das Selbstbewußtsein des Individuums, obgleich noch sehr dunkel; gegeben sei die sinnliche Wahrnehmung. Alles Uebrige aber, was wir Geist nennen, ist Resultat einer Entwickelung, die wir geschichtlich zu verfolgen haben, um zu begreifen, daß es so und nicht anders sein und werden konnte. Wo sind aber die Thatsachen, wo sind die Denkmäler, wo die zuverlässigen Documente, aus denen wir unsere Kenntniß dieser wunderbar scheinenden Entwickelung schöpfen können?

Man hat vier Quellen für das Studium der Psychogenesis vorgeschlagen. Man hat gesagt, daß, um die Entwickelung des menschlichen Geistes zu erforschen, man die folgenden Gegenstände wissenschaftlich zu beobachten habe: 1. den Geist eines Kindes; 2. den Geist der niederen Thiere; 3. die Ueberbleibsel der ältesten Cultur, wie wir sie in ethnologischen

Sammlungen finden; 4. den Geist der noch jetzt lebenden Wilden. Ich habe früher selbst die gleichen Hoffnungen gehegt, aber nach meiner sehr trüben Erfahrung endigen alle diese Studien in Enttäuschung, insoweit als sie die Genesis des menschlichen Geistes erklären sollen. Sie reichen nicht weit genug, sie geben uns überall nur Gewordenes, Gemachtes, Künstliches, nicht das natürliche Werden oder die wirkliche Evolution. — Die Beobachtungen über die Entwickelung des Geistes eines Kindes sind sehr anziehend, namentlich wenn sie von sinnigen Müttern ausgeführt werden. Aber diese Kinderstuben-Psychologie entzieht sich jeder wissenschaftlichen Strenge. Man kann den Gegenstand der Beobachtung, das Kind, das noch nicht sprechen kann, nie vollständig isoliren. Seine Umgebungen sind von unberechenbarem Einfluß, und das mit Liebkosungen überhäufte Kind entwickelt sich ganz verschieden von dem verwahrlosten Findling. Das frühe Lächeln des einen ist oft ebenso eine Reflexwirkung wie das Schreien und Toben des anderen Wirkung von Hunger oder von ererbter Krankheit sind. So sehr ich die Mühsamkeit bewundere, mit der man die ersten Anzeichen der Wahrnehmung oder des geistigen Lebens bei einem Kinde von Tag zu Tag, von Woche zu Woche verzeichnet hat, so unzuverlässig bewähren sich diese Beobachtungen, wenn man sie selbständig zu controliren ver-

sucht. Man hat gesagt, daß die geistigen Lebenszeichen bei einem Kinde in folgender Reihenfolge sich entwickeln:

Nach drei Wochen zeige sich Furcht,
nach sieben Wochen zeigen sich gesellschaftliche Neigungen (social affections),
nach zwölf Wochen Eifersucht und Aerger,
nach fünf Monaten Sympathie,
nach acht Monaten Stolz, Rache, Putzsucht,
nach fünfzehn Monaten Scham, Reue, Sinn für das Lächerliche ꝛc.

H. Drummond, Ascent of Man, p. 123.

Man mag diese Stufenleiter, so viel man will, verallgemeinern und die Stufen mehr und mehr verschwimmen lassen, ich zweifle doch, ob wir je zwei Mütter finden würden, die in einer solchen Deutung der Mienen ihrer Kinder übereinstimmen. Dazu kommt, daß diese ganze Stufenleiter mit dem, was wir im strictеn Sinne des Wortes Geist nennen, eigentlich sehr wenig zu thun hat. Von Furcht an bis zur Scham und Reue sind alle nur Manifestationen des Gemüthes und nicht des Geistes. Wir wissen, daß, was wir Furcht nennen, oft reine Reflexbewegung ist, wie wenn ein Kind vor einem Schlage die Augenlider schließt. Was man beim Kinde Eifersucht getauft hat, ist oft reiner Hunger, während Scham dem einen Kinde beigebracht wird und bei anderen sich durchaus nicht von selbst einstellt.

Das Schlimmste bei solchen Beobachtungen ist,

daß man sie sehr bald für sicheren Boden hält und nun weiter und weiter hinauf steigt, bis schließlich das ganze Gerüst zusammenstürzt. So hat man, um die Wahrheit dieser psychologischen Stufenleiter bei Kindern noch fester zu begründen und um gleichsam ihre allgemeine Nothwendigkeit darzuthun, nachzuweisen gesucht, daß sich eine ähnliche Stufenfolge in der Thierwelt finde, und natürlich hat man gefunden, was man suchte. Herr Romanes behauptet, daß sich bei den niedrigsten Thieren, den Anneliden, nur Zeichen der Furcht fänden; etwas höher, bei den Insecten, sociale Gefühle so wie Fleiß, Streitsucht und Neugier; wiederum eine Stufe höher, bei den Fischen, fände sich Eifersucht, bei den Vögeln Mitgefühl; dann bei den Carnivora Grausamkeit, Haß und Kummer, zuletzt bei den anthropoiden Affen Reue, Scham und Sinn für das Lächerliche, sowie Falschheit. Es bedarf nur noch eines Schrittes, um diese Stufenleiter, die wohlgemerkt weit mehr der Gefühlswelt als dem Reiche des Denkens angehört, als allgemein für alle Psychologie gültig hinzustellen. Wie sollte man sonst den Parallelismus zwischen der Geistesentwickelung der Wickelkinder und der unentwickelten Thiere erklären! Man fasse solche Beobachtungen nur etwas scharf an, so entfalten sie sich sehr bald als nebelhafte Gebilde. Wer z. B. würde es wagen, die Zeichen der Furcht bei den Anneliden von

denen der Ueberraſchung bei höheren Geſchöpfen zu unterſcheiden! Dennoch nimmt Furcht die erſte, Ueberraſchung die dritte Stelle ein. Und wie kennzeichnet ſich die Streitſucht der Inſecten im Gegenſatz zu der Eiferſucht der Fiſche? Ebenſo zweifle ich, ob je zwei Ammen in der Chronologie der Erſcheinungen des kindlichen Gemüths übereinſtimmen werden, und habe alſo längſt alle Hoffnung aufgegeben, etwa wie in der embryologiſchen ſo auch in der pſychologiſchen Entwickelung Winke für die wirkliche und hiſtoriſche Entfaltung des menſchlichen Bewußtſeins entweder aus einer Kinderſtube oder aus einem zoologiſchen Garten zu erhalten.

Was nun die ethnologiſchen Muſeen betrifft, ſo geben ſie uns allerdings wunderbare Blicke in die Geſchicklichkeit der alten Menſchheit, meiſt zum Behufe des Lebenskampfes; aber über das geſchichtliche oder vorgeſchichtliche Alter dieſer Holz-, Horn- und Steinwaffen ſagen ſie uns abſolut nichts. Wer da meint, daß der Menſch dem Schoße einer Aeffin entſproſſen ſei, der kann allerdings ſagen, daß Feuerſteinwaffen einer höheren Periode — **post hominem natum** — angehören, obgleich man gemeint hat, daß auch Affen ſolche Werkzeuge, wenn nicht erfunden, doch nachgeahmt haben könnten. Herr Romanes in ſeinem Buche über „**Mental Evolution in Animals**“ hat eine reiche Leſe von Beiſpielen thieriſcher Ge-

schicklichkeit gesammelt; die meisten davon aber erklären sich aus bloßer Nachahmung; von einer Entwickelung ursprünglicher Gedanken, die den Thieren in ihrem wilden, von der menschlichen Gesellschaft unberührten und unbeeinflußten Zustande eigenthümlich sind, findet sich keine Spur. Selbst das gescheiteste Thier, der Elephant, nimmt Vernunft nur im Umgang mit Menschen an und ebenso die mehr oder weniger abgerichteten Affen, Hunde, Papageien ꝛc. Dies Alles ist ganz interessant zu lesen, und ein englisches Wochenblatt, der „Spectator", hat uns von Woche zu Woche ähnliche Anekdoten über wunderbar begabte Thiere aus allen Ecken und Enden der Erde gebracht, aber diese Dinge liegen außerhalb des engeren Kreises der Wissenschaft.

Was bleibt uns also übrig, um die früheste für uns erreichbare Phase der Entwickelung des Menschengeistes zu studiren? Sollen wir zu den Wilden gehen, deren Sprache wir nur unvollkommen verstehen, so sind die Beobachtungen natürlich noch viel unzuverlässiger als bei unseren eigenen Kindern; jedenfalls müssen wir warten, ehe wir wirklich benutzbare Zeugnisse von dort her über die Entwickelung des Menschengeistes erhalten. Ich wiederhole, daß der Menschengeist selbst, sofern er wahrnimmt, als ein gegebenes und unerklärliches Factum einfach angenommen werden muß, sei es bei civilisirten oder

uncivilisirten Völkern, aber nur in seiner größten Einfachheit, als bloßes selbstbewußtes Wahrnehmen, als ein Wahrnehmen, das in dieser Einfachheit den Thieren in keiner Weise abgesprochen werden kann, wenngleich wir selbst von der Eigenthümlichkeit ihrer sinnlichen Wahrnehmungen uns nur schwer einen klaren Begriff bilden können.

Wo können wir nun die ersten Stufen beobachten, die über dieses einfache Wahrnehmen hinausgehen? Ich sage, wie ich immer gesagt habe: in der Sprache und nur in der Sprache. Die Sprache ist das älteste Denkmal menschlicher Geisteskraft, welches wir besitzen, älter als Steinwaffen, als Keilinschriften, als Hieroglyphen. Die Entwickelung der Sprache ist continuirlich, denn wo diese Continuität unterbrochen wird, stirbt die Sprache aus. Nachdem jeder Tasmanier gemordet oder gestorben war, hörte die tasmanische Sprache ipso facto auf, und selbst wenn es literarische Ueberbleibsel gegeben hätte, so wäre die Sprache doch zu den todten zu rechnen, wie das Lateinische und Griechische. Tausende von Sprachen können von der Erde verschwunden sein; auch kann sich eine Sprache in ihrer Entwickelung so verändert haben, wie Sanskrit zu Bengali, aber sie leidet keinen Bruch, sie bleibt immer dieselbe, und in gewissem Sinne sprechen wir im Deutschen noch immer dieselbe Sprache, welche die Arier sprachen, ehe es eine Sans-

krit-, eine griechische oder lateinische Sprache gab. Man denke, was das bedeuten will. Chronologisch kann man dieser arischen Ursprache gar nicht beikommen. Man nehme an, daß Sanskrit, Griechisch und Lateinisch als unabhängige Nationalsprache mindestens 1500 Jahre vor dem Anfang unserer Zeitrechnung gesprochen wurden — welche Zeit liegt dahinter, ehe diese drei sowie die übrigen arischen Sprachen so weit von einander divergiren konnten, als Sanskrit vom Griechischen, Griechisch vom Lateinischen divergirt. Die Zahlwörter sind dieselben in diesen drei Sprachen, und doch klingt *k*atvâras recht anders als τέσσαρες und quatuor, und unser vier. Die Worte für acht, octo im Lateinischen, ὀκτώ im Griechischen und ashtau im Sanskrit sind fast identisch, und es ist ja möglich, daß die kleineren Abweichungen in der Aussprache dieser Wörter keinen zu großen Zeitraum erforderten. Nun bedenke man aber, was hinter diesen zehn Zahlwörtern liegt! Es liegt dahinter die Ausarbeitung eines Decimalsystems von 1 bis 10, nein bis 100 (ἑκατόν, Sanskrit satám, centum). Es liegt dahinter die Bildung und Festsetzung von Namen für diese Zahlen, Namen, die anfangs mehr oder weniger willkürlich gewesen sein müssen, da Zahlen sich nur schwer einem der allgemeinen Begriffe unterordnen lassen, welche in den arischen Wurzeln ausgedrückt sind. Dabei sind diese Zahlwörter selbst in ihrer ältesten erreichbaren Form

ſchon ſo verwittert, daß es bei den meiſten faſt unmöglich iſt, ihre Etymologie und urſprüngliche Bedeutung auch nur zu errathen. Wir ſehen, daß die Namen für zwei und für acht Duale ſind, während die Namen für drei und vier deutlich Pluralendungen haben. Weshalb aber acht in der ariſchen Urſprache ein Dual war, und wer die beiden Tetraden waren, die in **asht-au**, oct-o, ὀκτ-ώ verbunden die Zahl acht ausdrückten, das wird ſchwerlich jemals zu entdecken ſein. Es iſt möglich, daß **asht-i** ein Name für die vier Mondesphaſen war oder für die vier Finger der Hand ohne den Daumen. Analogien bieten ſich dazu in anderen Sprachfamilien, aber Sicherheit iſt unmöglich zu erlangen. Wenn man nun bedenkt, welche Geiſtesarbeit dazu gehört, ein Decimalſyſtem auszuarbeiten, und dann dem einer jeden Zahl beigelegten Namen allgemein Anerkennung und Geltung zu verſchaffen, ſo wird man leicht einſehen, welche Fernen in der menſchlichen Geiſtesentwickelung ſich hier eröffnen, und wie wenig es nützen würde, hier chronologiſche Grenzen aufſtellen zu wollen. So alt die Veden, ſo alt die homeriſchen Geſänge ſein mögen, was iſt ihr Alter im Vergleich mit den Perioden, die dazu gehörten, nicht nur um die Zahlwörter, ſondern um den ganzen ariſchen Wortſchatz, ja um das wunderbare Netzwerk der Grammatik auszuarbeiten, das dieſen Wortſchatz umſchloſſen hält,

und das ebenfalls fertig war, ehe die ariſche Sprachtrennung eintrat! Das Unermeßliche kann man nicht meſſen; nur ſo viel ſteht für jeden Sprachkenner unumſtößlich feſt, daß es in der ganzen ariſchen Welt nichts Aelteres gibt, als die fertige ariſche Urſprache und die fertige ariſche Grammatik, in der faſt alle Kategorien des Denkens, alſo das ganze Gerüſt unſeres Denkens, ihren Ausdruck gefunden haben.

Man wird freilich ſagen, daß dies alles nur für die ariſche Menſchheit gilt, und daß dieſe doch nur einen kleinen und vielleicht den jüngſten Theil der ganzen Menſchheit bildet. Nun, daß die Arier auf Erden die am wenigſten zahlreiche Sprachclaſſe bilden, iſt doch ſchwer zu beweiſen. Vom Proletariat dieſer Arier wiſſen wir zu wenig, um einen Cenſus zu verſuchen. Daß ſie den jüngſten Theil der Menſchheit bilden, hat eigentlich gar keinen Sinn, wir müßten denn gegen alle darwiniſchen Grundſätze verſchiedene, nicht gleichzeitige, ſondern ſucceſſive, langſam zur Menſchheit emporſteigende Mißgeburten annehmen, und dies wäre doch rein aus der Luft gegriffen. Es zwingt uns abſolut nichts, den Völkern, welche chineſiſche, ſemitiſche, Bantu, amerikaniſche, auſtraliſche oder andere Sprachen ſprechen, ein kürzeres Erdendaſein zuzuſchreiben, als den Ariern. Daß alle Völker auf einer niederen Stufe der Bildung und namentlich des Sprachbewußtſeins angefangen haben, das wird

wohl ziemlich allgemein zugeſtanden. Aber wenn wir die erſten Anfänge der Arier auch nur bis 10 000 vor Chr. Geb. anſetzen, ſo bleibt ihnen ſowie den anderen Völkern genug Zeit übrig, um hinauf- und auch wieder herabgeſtiegen zu ſein. Der Unterſchied wäre nur, daß die Arier, trotz mancher Rückfälle, doch im Ganzen ſtetig fortgeſchritten ſind, während Auſtralier, Neger und Patagonier, in ungünſtige Sitze gedrängt, auf einem ſehr niederen Niveau ſtehen blieben. Daß aber ihr heutiges Niveau in irgend welchen Dingen und namentlich in ihrer Sprache uns ein Bild des früheſten Zuſtandes des Menſchengeſchlechtes oder auch nur gewiſſer Zweige desſelben geben kann, iſt wiederum rein aus der Luft gegriffen und ebenſo aller Analogie bar, als wenn man in den Salons von London ein Bild des ariſchen Familienlebens vor der erſten ariſchen Trennung ſehen wollte. Es gibt Wilde, die Cannibalen ſind. Sollen wir daraus ſchließen, daß die erſten Menſchen ſich alle gegenſeitig auffraßen, oder daß nur die am wenigſten appetitlichen als survivals of the fittest übrig blieben? Es iſt merkwürdig, wie viele Ideen in der Wiſſenſchaft als baare Münze gelten, welche der geſunde Menſchenverſtand nach ſehr kurzem Nachdenken ſtillſchweigend bei Seite legt. Wer ſich je mit den polyſynthetiſchen Sprachen der Rothhäute oder mit den Präfixſprachen der Bantuvölker beſchäftigt hat, der weiß,

wie viel Zeit dazu gehört haben muß, um ihre Grammatik auszubilden, und wie viel höher die Bildner dieser Sprachen gestanden haben müssen, als ihre jetzigen Sprecher.

Wenn aber auch die Sprache die älteste Chronik ist, in der der Menschengeist seine eigene Entwickelung eigenhändig verzeichnet hat, so dürfen wir doch durchaus nicht meinen, daß irgend welche uns bekannte Sprache, sie sei so alt wie die Pyramiden oder die Keilschriftdenkmäler, uns ein Bild von dem ersten Anfang des menschlichen Geisteslebens bieten könne. Lange vor den Pyramiden, lange vor den ältesten Denkmälern in Babylon, Ninive und China gab es Sprache, ja selbst Schrift, denn auf den ältesten ägyptischen Inschriften finden wir bereits unter den hieroglyphischen Zeichen das Schreibzeug und den Stilus. Hier öffnen sich Fernsichten, vor denen jedes chronologische Fernrohr zurückbebt. Es gibt eine strenge Continuität in der Entwickelung einer Sprache, aber diese Continuität schließt ein Uebergehen so kühn wie das des Schmetterlings aus der Raupe keineswegs aus. Selbst wenn wir, wie z. B. im Sanskrit, auf eine Anzahl von Wurzeln zurückgehen, auf welche indische Grammatiker wie Pâṇini den ganzen Reichthum ihrer überreichen Sprache systematisch zurückgeführt haben, so müssen wir doch nicht glauben, daß diese Wurzeln wirklich das ursprüngliche und vollständige Material bildeten, mit dem die arische

Ursprache ihre weltgeschichtliche Laufbahn begann. Dies gilt nicht einmal für den indischen Zweig dieser Ursprache, denn auch in seiner Entwickelung mag Vieles verloren, Vieles so verändert worden sein, daß man nicht daran denken darf, aus diesen Bruchstücken ein vollständiges Bild des früheſten indischen Geistesleben herstellen zu wollen. Dies sind so einfache Dinge, daß sie sich unter Sprachforschern ganz von selbst verstehen, aber es ist merkwürdig zu beobachten, wie trotz des weitreichenden Interesses, welches die Resultate der Sprachwissenschaft bei allen civilisirten Völkern gefunden haben, Philosophen von Fach, die über Sprache und ihr Verhältniß zum Denken schreiben, sich immer noch mit längst veralteten Vorstellungen abplagen. Ich hatte z. B. die Hauptbegriffe, welche durch die sanskritischen Wurzeln ihren Ausdruck gefunden hatten, classificirt und auf die kleine Anzahl von 121 Begriffen zurückgeführt. (Siehe des Verfassers Science of Thought, p. 405.) Mit diesen 121 Begriffen macht sich die indische Sprachwissenschaft anheischig, alle einfachen und abgeleiteten Bedeutungen der Worte zu erklären, welche die dicken Bände eines Sanskrit-Wörterbuches füllen. Und was sagten die Ethnologen dazu? Anstatt dies Factum dankbar anzunehmen, bemerkten sie, daß manche dieser 121 radicalen Begriffe, wie z. B. weben oder kochen, unmöglich primitiv sein könnten. Unmöglich ist immer

ein sehr bequemes Wort. Aber wer hat denn je behauptet, daß diese 121 Grundbegriffe für die primitive arische Grundsprache gelten? Sie sind factisch die Begriffe, welche in den Tausenden von Wörtern des classischen Sanskrits nachgewiesen worden sind, aber sie haben nie Anspruch gemacht, das erste, gleichsam aus dem Himmel oder aus der Affenheimath mitgebrachte geistige Capitel der Urarier gebildet zu haben. Und wenn nun einige dieser Begriffe, wie etwa weben, kochen, reinigen, modern erscheinen, was gilt denn das gegen die einfache Thatsache, daß sie eben factisch da sind?

Ebenso machen diese Ethnologen immer wieder den alten Fehler, als ob das Lernen der Sprache, wie es bei jedem Kinde stattfindet, dasselbe sei, wie das erste Erfinden oder Bilden einer Sprache. Die beiden Dinge sind so himmelweit verschieden als die Arbeit der Bergknappen, die das Golderz aus den Tiefen der Erde zu Tage fördern, und das Vergnügen, welches die Erben eines reichen Mannes im Verschwenden seiner Goldstücke haben. Die beiden Dinge sind ganz disparat, und doch gibt es Bücher über Bücher, in denen man mit dem Sprechenlernen der Kinder Rückschlüsse auf die erste Schöpfung der Sprache zu machen versucht. Man ist allerdings jetzt wohl so weit gekommen, zuzugeben, daß die Sprache das Denken erleichtert; daß aber die Sprache

das Denken überhaupt erst möglich gemacht, daß die Sprache der erste Schritt in der Entwickelung des menschlichen Geistes war, das haben immer noch nur wenige Anthropologen eingesehen.*) Sie wissen gar nicht, was Sprache im eigentlichen Sinne des Wortes bedeutet, und denken noch immer, daß Sprache nur Mittheilung sei, und nicht verschieden von den Signalen der Gemsen und den Antennamittheilungen der Ameisen. Herr Henry Drummond (l. c. p. 157) geht so weit, zu sagen, daß „alle Mittel, durch welche ein Geist einem anderen Geist eine Mittheilung macht, Sprache ist." Das ist eben total falsch. Das ganze Kapitel über die Zeichensprache, so interessant es ist, ist vom Sprachforscher ganz anders zu behandeln, als vom Ethnologen. Wenn das Zeichen derart ist, daß es, wie beim alten Telegraphen, ein wirkliches Wort oder, wie jetzt beim elektrischen Telegraphen, sogar einen Buchstaben bedeutet, so ist dieses ein wirkliches Sprechen durch Zeichen. Und ebenso ist die Fingersprache der Taubstummen. Wenn ich aber meinem Gegner mit der Faust drohe oder mit der

*) Siehe des Verfassers Vorrede zu seiner englischen Uebersetzung (zweite Auflage) von Kant's Kritik der reinen Vernunft, p. XXVIII, wozu man jetzt noch die prophetischen Worte von Shelley in seinem „Prometheus Unbound" (II, 4) füge:

He gave man speech, and speech created thought,
Which is the measure of the Universe.

Faust ins Gesicht schlage, wenn ich lache, weine, schluchze, seufze, so spreche ich doch durchaus nicht, obgleich ich jedenfalls eine Mittheilung mache, über deren Bedeutung kein Zweifel obwalten kann. Also nicht jede Mittheilung ist Sprache, und nicht jeder Act des Sprechens hat eine Mittheilung zur Absicht. Es gibt Sprachforscher, welche das erste Sprechen einfach als eine Klärung der Gedanken, also gleichsam als ein Mit-sich-Sprechen auffassen. Dies mag so gewesen sein oder nicht, jedenfalls scheinen mir für solche urprimitive Zeiten die praktischen Zwecke immer die erste Berücksichtigung zu verdienen. Niemand kann in der Reihenfolge der geistigen Entwickelungsstufen den Unterschied erkennen zwischen dem Schweißabwischen nach der Arbeit, welches bedeutet und somit für Jeden, der aufmerkt, die Mittheilung macht: „Es ist warm" oder „Ich bin müde", und dem Menschen, der da wirklich sagen kann: „Es ist warm", „Ich bin müde." Es mögen Tausende, es mögen Millionen Jahre zwischen diesen beiden geistigen Entwickelungsstufen liegen. Wir wissen es nicht, und eine chronologische Bestimmung zu versuchen, wo die Mittel dazu fehlen, ist Wasser in die Siebe der Danaiden gießen.

Man bedenke doch nur, welche Anstrengungen dazu gehörten, ehe ein arischer Mensch sagen konnte: „Es ist warm". Von „es" wollen wir nichts sagen,

es mag ein einfach zeigender, demonstrativer Stamm sein, zu dessen Bildung nicht viel gehörte. Ehe aber dieses „i-t“ oder „id“ ein impersonelles „es“ werden konnte, dazu gehörte lang fortgesetzte Abstraction oder wenn man lieber will, ein lang fortgesetztes Abschleifen. Nehmen wir aber das Wort ist. Woher kommt eine solche Verbalform, Sanskrit as-ti, Griechisch ἔσ-τι, Lateinisch es-t? Hat man etwa das abstracte Sein onomatopoetisch nachgeahmt. Oft können wir natürlich solche Fragen gar nicht beantworten. Hier aber ist es möglich. Die Wurzel as in asti, die wir jetzt durch „Sein“ übersetzen, bedeutet, wie wir aus as-u, Athem, sehen, ursprünglich athmen. Wer will, kann in as, athmen, ein Nachahmen des zischenden Athmens sehen. Wir gewinnen dadurch und verlieren dadurch nichts, denn es bleibt dann noch immer der kritische Schritt zu thun übrig von der einmaligen Nachahmung eines einmaligen Actes zu der Auffassung vieler solcher Acte an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten als eines und desselben, was wir eine Abstraction oder eine Begriffsbildung nennen.

Dies mag ein sehr kleiner Schritt scheinen, ebenso, wie die erste kleine Abweichung in einem Schienengeleise kaum einen Finger breit ist, aber mit der Zeit den abbiegenden Zug in einen ganz neuen Welttheil führt. Das Bilden eines Begriffes wie Sein oder wie Werden oder, um noch einfachere Begriffe zu nehmen,

wie vier oder acht, ſcheint uns eine recht kleine Sache, und doch iſt es eben dieſe kleine Sache, welche den Menſchen vom Thiere ſcheidet, welche den Menſchen vorwärts beförderte und das Thier auf ſeinem alten Geleiſe zurückließ. Ja, dieſer Begriff, hat den Philoſophen aller Zeiten ſehr vieles Kopfzerbrechen gemacht. Eins und eins macht zwei, zwei und zwei vier, vier und vier macht acht, acht und acht macht ſechzehn u. ſ. w. ſcheint ein ſo kinderleichtes Ding, daß man nicht begreift, wie ſolche Dinge einen von ewig her gewollten Unterſchied zwiſchen Thier und Menſch bilden können. Hat man doch, wie ich ſelbſt geſehen, ſogar einen Affen ſo weit abgerichtet, daß, als man das Wort ſieben ausſprach, er ſieben Strohhalme auflas. Was iſt aber eine ſolche Kinderei im Vergleich mit der erſten Bildung des Begriffes Sieben? Sieht man denn nicht ein, daß man, um einen ſo abſtracten Begriff, der bloß die Quantität mit Wegfall aller Qualitäten hervorhebt, zu bilden, eine Abſtractionskraft haben muß, wie ſie nie ein Thier bewieſen hat? Wenn es jetzt noch Sprachen gibt, die wirklich kein Wort für ſieben haben, ſo wäre dies ja eine ſehr werthvolle Beſtätigung meiner Anſicht. Ich zweifle nur, ob die Sprecher dieſer Sprachen ſich nicht durch Compoſition helfen können und ſo den Begriff ſieben durch zwei, zwei, zwei plus eins erreichen. Wir wiſſen noch immer zu wenig von dieſen Sprachen und von denen, die ſie

sprechen. Was nun gar in einem Thiere vorgeht, davon wissen wir absolut gar nichts, und nirgends wäre eine Dosis von Agnosticismus gerathener, als hier. Sinneseindrücke hat das Thier gewiß; ob ganz dieselben wie der Mensch, muß hingestellt bleiben. Und mit Sinneseindrücken gelingt es dem Thier, gar Vieles zu leisten, namentlich in der Gefühlswelt, nur eines nicht — die Sprache.

Dieses Factum als bloßes, unleugbares Factum hätte doch die Darwinianer stutzig machen sollen, so wie es den alten Darwin selbst stutzig machte, als ich ihm die Thatsachen einfach auseinandersetzte, und er sogleich die nothwendigen Consequenzen zog. Von einer Gefahr konnte dabei nicht die Rede sein. Die Thatsachen sind da und zeigen uns den richtigen Weg. Auch sind es nicht nur einfache Thatsachen, sondern es sind die Consequenzen von Vorbedingungen, welche jeden sogenannten Uebergang vom Thier zum Menschen schlechtweg undenkbar machen. Die Sprache — das sollten doch die Ethnologen gelernt haben — ist weder aus künstlichen Zeichen noch aus Schallnachahmungen entstanden. Daß wir mit Zeichen eine Mittheilung machen können, ohne ein Wort zu sagen, daß wir oft auch jetzt Zeichen in unsere Rede hineinmischen, das lernt man am besten bei südlichen Völkern und bei solchen Pantomimen wie „L'enfant prodigue“. Ebenso haben wir lange ge-

wußt, daß Schallnachahmungen in jeder Sprache in größerer oder kleinerer Anzahl exiſtiren, und wie weit ſie ſich erſtrecken können, das hat wohl Niemand ſo ausführlich gezeigt, als ich ſelbſt (Science of Language [1891] p. 499). Daß aber unſere ariſchen Sprachen, ebenſo wie die ſemitiſchen, nein alle bisher wiſſenſchaftlich unterſuchten Sprachen, aus Wurzeln entſtanden ſind, das iſt doch jetzt ſo ziemlich allgemein bekannt und anerkannt. Daß dieſe Wurzeln in weiter Ferne ein nachahmendes Element enthalten haben mögen, das kann man gerne zugeben, denn es verſteht ſich eigentlich von ſelbſt; nur ſollte man ſich nicht von Anfang an den Weg verſperren, indem man ſie einfach als Schallnachahmungen auffaßt. Wenn dem ſo wäre, ſo würde ja das Problem der Sprache längſt gelöſt worden ſein, und die erſte Bildung der Begriffe verlangte gar kein weiteres Nachdenken. Allerdings muß man auf der anderen Seite zugeben, daß die Entſtehung der Wurzellaute noch manches Dunkle enthält, und daß ſelbſt Noirés clamor concomitans nicht alle Fälle erklärt. Feſt ſteht nur, daß eine wiſſenſchaftliche Analyſe der Sprache eine gewiſſe Anzahl von Wurzeln zurückläßt, nicht aber bloße Schallnachahmungen, wie „bau bau“ oder „mu mu“. Es gibt Leute, die ſich viel Mühe gegeben haben, um herauszufinden, ob die Wurzeln jemals eine unabhängige Exiſtenz gehabt oder ob ſie bloß aus den Worten, in

welchen sie vorkommen, wissenschaftlich abstrahirt oder herausgeschält worden sind. Das sind recht müßige Fragen, denn geschichtlich kann man der Sache natürlich nie beikommen, und die Nothwendigkeit der einen oder der anderen Ansicht durch Gründe nachweisen zu wollen, ist ein nutzloses Unternehmen. Mir scheint es das Natürlichste, für die arischen Sprachen eine Periode anzunehmen, welche dem Chinesischen nahe kommt, wo also die Wurzel ganz denselben Klang und dieselbe Form hatte, wie das entsprechende Hauptwort, Eigenschaftswort und Zeitwort. Die Wurzeln erscheinen ja selbst im Sanskrit zuweilen noch unverändert, obgleich es ganz richtig ist, daß sie, sowie sie grammatische Functionen übernehmen, nicht mehr Wurzeln genannt werden sollten. Es läßt sich viel für beide Ansichten anführen, ohne daß wir dadurch unserem Ziel auch nur einen Schritt näher kommen. Halten wir also nur fest, daß der ganze Reichthum der Sanskritsprache auf 121 Urbegriffe zurückgeführt worden ist, und daß die sie bezeichnenden, natürlich viel zahlreicheren Wurzeln keine Schallnachahmungen im strengen Sinne des Wortes sind, sondern Laute, über deren Herkunft wir Manches sagen, aber wenig beweisen können, so haben wir wenigstens ein πού στῶ für unsere Untersuchungen. Ich selbst habe, wie mein verstorbener Freund Noiré, die Wurzeln als clamor concomitans d. h. nicht als Schallnachahmungen, sondern als

wirkliche Schälle betrachtet, wie sie die Menschen bei gemeinschaftlichen Beschäftigungen ausstießen, ja noch jetzt ausstoßen. Weshalb aber von den Ariern ad für essen, tan für dehnen, mar für reiben, as für hauchen, stâ für stehen, ga für gehen gebraucht und festgehalten wurde, das kann kein menschliches Denken ergrübeln; wir müssen mit dem Factum zufrieden sein, daß es so war, und daß eine gewisse Anzahl solcher Wurzeln — natürlich viel größer als die 121 durch sie ausgedrückten Begriffe — die Samenkörner bildet, aus denen die ganze Flora des indischen Geistes entsprossen ist.

Kehren wir nun zu unserem Ist — Sanskrit as-ti, Griechisch ἔσ-τι, Lateinisches es-t — zurück, so sehen wir, daß es ursprünglich „hauchen" bedeutet. Dieses Hauchen oder Athmen ward dann für „Leben" gebraucht, wie in as-u, Lebenshauch, und „von Leben" sank es herab, bis es auf alles Seiende angewendet werden konnte und nicht mehr bedeutete, als das ganz abstrakte sein. Es gibt Sprachen, welche ein so verblaßtes Wort wie sein gar nicht haben und keinen Satz wie „Es ist warm" bilden könnten. Auch das Hülfszeitwort haben fehlt in vielen Sprachen, namentlich den alten, wie Sanskrit, Griechisch und selbst im classischen Lateinisch. Fehlten die Worte, so fehlten auch noch die Begriffe, und die Sprachen mußten auf anderen Wegen ihre Bedürfnisse zu erfüllen suchen.

Hatte man kein Wort wie „sein“, so gebrauchte man „stehen“, hatte man kein Wort für „haben“, so that „halten“, tenere, dieselben oder wenigstens sehr ähnliche Dienste. Man sprach aber nicht nur anders, man dachte auch anders.

Doch hier wollte ich nur auf den langen Proceß aufmerksam machen, den eine Sprache durchlaufen haben mußte, ehe sie Hauchen zu Sein herabstimmen und dann einen Satz bilden konnte, wie „Es ist warm“. Auch ein Thier fühlt die Wärme und kann in verschiedenen Weisen sein übergroßes Heißsein zu erkennen geben. Aber bei alledem handelt es sich nur um Gefühle, nicht um Begriffe, am wenigsten um Sprache. Und nehmen wir nun warm. Natürlich kann warm ein bloßes Gefühl darstellen, und dann würde ein bloßes Pusten ausreichen, um es auszudrücken. Das ist Mittheilung, aber keine Sprache. Um ein Wort wie warm zu denken, muß man eine Wurzel und einen Begriff haben. Wahrscheinlich und trotz einiger phonetischen Bedenken war dies in unserem Falle **ghar** (in **gharmá**, θερμός), und dies bedeutet zuerst hell sein, glitzern, leuchten, dann erst brennen, hitzen, warm sein, d. h. der beobachtende Menschengeist war im Stande, von solchen Sinneseindrücken wie Sonne, Feuer, Gold und mehreren anderen das Hellsein abzuziehen, alles Andere fallen zu lassen und so zu dem Begriff des Leuchtens, dann des Warm-

seins zu kommen, der natürlich an und für sich nirgends in der Welt gegeben ist, sondern gemacht werden muß und gemacht worden ist vom Menschen allein und nie von einem Thiere. Warum? Weil das Thier das nicht besitzt, was der Mensch besitzt: das Vermögen, das Viele als Eins aufzufassen, um so einen Begriff und ein Wort zu bilden. Licht oder leuchten, Wärme oder wärmen existiren nirgends in der Welt, sind nie in der sinnlichen Erfahrung gegeben. Alles Sinnliche existirt einmal und wird als solches einmal wahrgenommen, als die Sonne, als ein Feuerbrand, als ein Ofen; aber Wärme im Allgemeinen, wie alles Allgemeine, wird von uns gedacht; sein Name wird von uns gemacht und wird uns nicht gegeben.

Von alledem haben wir, wenn wir als Kinder sprechen lernen, natürlich keine Ahnung. Wir lernen die von Anderen, die vor uns kamen, gemachte Sprache und kommen von Worten zu Begriffen, nicht von Begriffen zu Worten. Ob das Verhältniß zwischen Begriffen und Worten ein Nacheinander war, ist schwer zu sagen, da ein Begriff ohne Wort nie existirt, so wenig als ein Wort ohne Begriff. Wort und Begriff bestehen durcheinander, nebeneinander, miteinander; sie sind untrennbar. Man könnte ebenso leicht versuchen, zu sprechen, ohne zu denken, als zu denken, ohne zu sprechen. Das will zuerst schwer in unsere Auffassung hinein. Wir sind so daran gewöhnt, stumm zu

denken, ehe wir laut sprechen, daß wir wirklich glauben, dasselbe gelte auch von der ersten Bildung von Gedanken und Worten. Unser sogenanntes Denken vor dem Sprechen bezieht sich aber einfach auf Nachdenken oder Ueberlegen. Es ist etwas ganz Anderes und geschieht schließlich doch nur mit Hülfe von stillen Worten, die in uns sind, wenn sie auch nicht ausgesprochen werden. Jeder Mensch, besonders in seiner Jugend, glaubt nun einmal, daß er unaussprechliche Gefühle oder selbst Gedanken in sich hegt. Meistens sind dies dunkle Gefühle, und der Ausdruck von Gefühlen ist immer das Schwerste gewesen, was die Sprache leisten kann, da sie erst durch eine begriffliche Phase hindurch gehen müssen. Wenn es aber wirkliche Gedanken sind, so sind es eben solche, die einen alten Ausdruck haben, der als unbequem, oder als unzulänglich gefühlt wird und durch einen neuen ersetzt werden mußte. So bleibt ein Eisenbahnwagen ein Wagen, bis er Waggon genannt wird, so wie ein Walfisch ein Walfisch bleibt, lange nachdem man gewußt, daß er kein Fisch sei. Man kann gar nicht genug thun, um diesen alten Irrthum, daß man auch ohne Worte denken könne, los zu werden. Man kann natürlich Wörter hersagen ohne Sinn; das ist aber nicht sprechen, sondern ein Geräusch machen. Wenn aber Jemand uns vorführt, daß er ganz gut denken könne ohne Worte, so unterbreche man doch diesen

ſtillen Denker plötzlich, frage ihn, worüber er denn in aller Stille gedacht habe, und er wird geſtehen müſſen, daß es ein Hund, ein Pferd oder Menſch, kurzum etwas Namhaftes war. Er braucht dieſe Worte nicht auszuſprechen — das iſt nie behauptet worden, aber er muß die Begriffe und ihre Zeichen haben, ſonſt gibt es und kann es für ihn keine Gedanken oder Dinge geben. Wie oft ſieht man Kinder ihre Lippen bewegen, während ſie für ſich denken, d. h. ſprechen, ohne zu articuliren. Wir können natürlich im Nothfall auch andere Zeichen gebrauchen; wir können einen Hund in die Höhe halten und zeigen, aber man frage ſich, was man zeigt, und man wird dann finden, daß der wirkliche Hund nur ein Stellvertreter für das abſtracte Wort „Hund" iſt, nicht umgekehrt, denn einen Hund, der weder ein Spitz oder Pudel oder ein Dachshund u. ſ. w. iſt, gibt es in **rerum natura** oder im Privatleben nirgends. Solche Dinge, die uns ſo viel Mühe machen, lagen dem Indier oft ganz klar vor Augen, denn ſein gewöhnliches Wort für „Ding" iſt **padârtha**, d. h. Sinn oder Abſicht des Wortes. Die Menſchen bleiben aber dabei, daß ſie denken können, ohne laut oder leiſe zu ſprechen. Sie bleiben dabei, daß das Denken zuerſt kommt und dann erſt das Sprechen; ſie bleiben dabei, daß ſie ſprechen können, ohne zu denken — und das iſt oft ſehr wahr —, und daß ſie alſo auch denken können, ohne zu ſprechen, was erſt

noch zu beweiſen wäre. Man denke doch nur, was dazu gehört, um ein ſo einfaches Wort wie weiß zu bilden. Man muß zu gleicher Zeit den Begriff „weiß“ bilden, und dies kann man nur, indem man von den ſinnlichen Wahrnehmungen, wie Schnee, von Schneeglöckchen, von Wolken, von Kreide oder Zucker Alles fallen läßt außer der Farbe, dieſe Farbe dann bezeichnet und durch ein Zeichen, hier ein lautliches, zu einem faßbaren Begriff und zugleich zu einem Wort erhebt. Wie dies lautliche Zeichen entſteht, iſt oft ſchwer, oft ganz unmöglich zu ſagen. Das Einfachſte iſt, wenn es z. B. bereits ein Wort für Schnee gibt, dies zu nehmen und zu verallgemeinern und dann z. B. Zucker, Schnee oder ſchneeig oder ſchneeweiß zu nennen. Damit tritt aber die erſte Frage, wie man denn den Schnee genannt hat, nur für eine Zeit zurück und muß doch für ſich beantwortet werden. Hat man einmal ein Wort für Schnee, ſo kann man es leicht verallgemeinern. Aber wie nannte man den Schnee? Ich glaube, man nannte Schnee, nix nivis, das ſich fließend Ballende und Zuſammenhaltende, von einer Wurzel snigh oder snu, die alles Fließende und doch klebend Zuſammenhaltende bezeichnete. Doch das ſind bloß Möglichkeiten, die wahr oder falſch ſein können, deren Wahrheit oder Falſchheit aber die Grundwahrheit unberührt laſſen, daß jede Einzelwahrnehmung, wie z. B. dieſer Schnee oder dieſes Eis,

erst unter einen allgemeinen Begriff gebracht werden mußte, ehe sie deutlich bezeichnet oder zu einem Worte erhoben werden konnte. In einem solchen Falle bildeten sodann die Menschen in ihrem Zusammenleben und Zusammenwirken einen allgemeinen Begriff und eine Wurzel, für ein oft wiederholtes Thun wie ballen, und unter diesem allgemeinen Begriff begriffen sie dann einen solchen Einzeleindruck wie Schnee, d. h. das Geballte, so daß sie das Zeichen und mit dem Zeichen den Begriff für Schnee hatten, beide in der Wirklichkeit untrennbar, so unterscheidbar sie auch in ihrer Entstehung sind. Hatten sie dies, so konnten sie den Begriff im Lautzeichen für Schnee weiter ausdehnen und von schneeigen Dingen sprechen, so wie sie von rosigen Wangen sprachen. Nur glaube man nicht, daß es möglich sein wird, die Entstehung der Wurzellaute jemals vollständig klar zu machen. Dies geht in Zeiten zurück, die sich unserer Beobachtung vollständig entziehen. Es geht in Zeiten zurück, wo eben die ersten allgemeinen Begriffe erst gebildet, also die ersten Schritte im Entwickelungsgang des menschlichen Geistes gethan wurden. Wie sollte eine Erinnerung aus jenen Zeiten, ja auch nur ein Verständniß für diese geistigen Vorgänge geblieben sein? Wir mögen uns Manches zurechtlegen, aber schließlich bleibt uns doch nichts übrig, als zu sagen: es ist so und es bleibt so, ob wir es nun erklären können

oder nicht. Das erste allgemein Gefaßte mag allerdings, wie Noiré sagte, das wiederholt Gethane gewesen sein, wie etwa das Schlagen, das Gehen, das Reiben, das Kauen — selbstbewußte Handlungen, die sich von selbst als vielfach und doch einfach, d. h. als continuirlich wiederholt, dem Selbstbewußtsein darbieten, in denen somit der Geist, den ersten natürlichen Anstoß zur Bildung von Begriffen fand. Warum aber reiben durch mar, essen durch ad, gehen durch ga, schlagen durch tud bezeichnet wurde, das mögen wir vielleicht nachfühlen, wir können es aber nicht nachdenken oder gar begreifen. Hier hat man sich mit dem Thatsächlichen zu begnügen, besonders da wir in anderen Sprachfamilien ganz verschiedene Zeichenlaute finden. Sie hatten gewiß alle ihre Begründung, aber diese Begründung, selbst wenn wir sie historisch nachweisen könnten, bliebe für uns für immer unverständlich und nur als Thatsache von Bedeutung für die Wissenschaft.

Jedenfalls wird es jetzt verständlich sein, in welcher Weise die Sprache uns wahrhaft geschichtliche Documente der ältesten für uns erreichbaren Stufe der menschlichen Geistesentwickelung darbietet. Ich sage: „für uns erreichbare", denn was jenseits der Sprache liegt, existirt eben nicht für uns. Ueberreste aus der Geschichte des homo alalus gibt es nicht. Jedes Wort aber repräsentirt eine That, eine geistige

Errungenschaft. Nehmen wir also ein Wort wie das vedische **deva**, so mag es viel ältere Worte für Gott gegeben haben, nur glaube man nicht, daß ein Fetisch oder Totem, deren Etymologie bekannt ist oder sein sollte, zu ihnen gehören. Jedenfalls erkennen wir aber in **deva** und dem lateinischen **deus**, daß schon vor der arischen Trennung eine Wurzel **dyu** oder **div** sowie der Begriff „glänzen" von Menschenhand gebildet worden waren. Wenn diese Wurzel zuerst activ für die Thätigkeit des Lichtgebens, des Funkenschlagens, des Leuchtens gebraucht wurde, so war es ein weiterer Schritt, diese ursprünglich active Wurzel nun auch auf das Bild, welches der Himmel in uns hervorbrachte, zu übertragen und ihn einen Leuchter, **dyu**, **nom. dyaus** und dann mit neuer Steigerung oder Verallgemeinerung alle heller und leuchtender Wesen **deva**, **deus** zu nennen. Man ging also von einer Verallgemeinerung oder einem Begriffe aus und faßte dann andere Einzelvorstellungen, wie Sonne, Mond und Sterne, von denen man das Leuchten entnommen oder abstrahirt hatte, unter diesen Begriff und erhielt so als Geisteserrungenschaft ein Zeichen für den Begriff „leuchten" und weitere Bildungen wie **Dyaus** (Leuchter) und **deva** (leuchtend). Nun bemerke man, wie der Dyaus als Erleuchter zugleich die Bedeutung eines sonst unbekannten Agenten oder Autors des Lichts annahm und so zum alten Dyaus, zum Zeus

und zum Jovis wurde, d. h. zum ältesten persönlichen Gott der noch ungetheilten Arier. Dies sind die wirklichen Stufen der menschlichen Geistesbildung, wie sie in den Archiven der Sprache dokumentarisch nachgewiesen werden können.

Dies alles geschah natürlich auf ausschließlich arischem Boden, während die Semiten und andere Sprachstämme ihren eigenen Weg gingen in der Bildung von Begriffen und von Lautzeichen für ihre Begriffe. Physiologisch mögen ja alle diese Stämme einen und denselben Ursprung haben, linguistisch aber haben sie verschiedene Anfänge und sind nicht, so weit wir es wenigstens wissenschaftlich beweisen können, einer und derselben Quelle entsprungen. Unmöglich ist der gemeinsame Ursprung aller Sprachen nicht, aber unbeweisbar ist er und bleibt er, und das ist für die Wissenschaft genug, sapienti sat. Man analysire die semitischen und andere Sprachen, und man wird in ihnen ebenso viele alte Documente der menschlichen Geistesentwickelung finden, als in der arischen. Und ebenso wie wir das französische dieu, das lateinische deus, das sanskritische deva, göttlich, auf den physischen Begriff div, glänzen, klar und deutlich zurückführen können, können wir es mit tausend anderen Wörtern, wovon jedes einen Willensact bezeichnet, jedes uns einen Einblick in die Entwickelung unseres Geistes gibt. Ob die Arier vor der Bildung von div, Dyaus

und deva im Besitz anderer Begriffe und Lautzeichen für leuchten u. s. w. waren, muß dahin gestellt bleiben — jedenfalls sehen wir, wie natürlich sich bei ihnen das erste Gottesbewußtsein entwickelte, wie der Begriff die Sprache, die Sprache den Begriff bedingte, und beide unzertrennlich von einander entstanden und bestanden.

Nehmen wir irgend eine Wurzel der arischen Sprache, so werden wir erstaunt sein über die ungeheuere Anzahl von Ableitungen und über die Masse von Schattirungen in ihrer Bedeutung. Hier sehen wir so recht deutlich, wie das Denken sich an den Worten emporgerankt hat. Wir finden z. B. in dem Verzeichniß der Sanskritwurzeln die Wurzel bhar mit der einfachen Bedeutung von Tragen. Dies sehen wir deutlich in bharâmi, in bibharmi, in bibharti (ich trage, er trägt), ebenso in bháras oder bhartár (ein Träger) und bhârás (die Last), in bhárman und bharti (das Tragen) u. s. w.

Aber diese Formen mit allen Casus der Declination und allen Personen und Zeiten der Conjugation geben noch gar keinen Begriff von der Fruchtbarkeit einer Wurzel, namentlich wenn wir ihre Verzweigungen in den verwandten Sprachen verfolgen. Im Griechischen haben wir φέρω, im Lateinischen fero, im Gothischen bairan, im Englischen to bear. Die Hauptbedeutungen, welche diese Wurzel annimmt, sind: tragen, hertragen, wegtragen, eintragen, unterstützen, ernähren,

gebären u. ſ. w. So finden wir einfache Ableitungen wie die Bahre, engliſch bier (franzöſiſch bière, geborgt) und ebenſo φέρετρον und feretrum, ſowie ferculum (eine Trage). Hingegen iſt φόρετρον Tragelohn und φαρέτρα Köcher. Auch barrow in wheelbarrow iſt derſelben Herkunft. Bürde iſt das, was getragen wird, dann aber die Laſt, wie z. B. die Bürde der Jahre. Ein Schritt weiter bringt uns zu φερτός (erträglich) und ἄφερτος (unerträglich). Ebenſo finden wir im Griechiſchen δύσφορος, welches genau dem Sanskrit durbhara entſpricht, in der Bedeutung von ſchwer zu ertragen. Im Lateiniſchen bedeutet aber fertus fruchtbar, ebenſo wie fertilis, ferax. Wir ſagen: die Erde trägt, und Getreide bedeutete urſprünglich das von der Erde Getragene, daher mittelhochdeutſch noch Geträgede. So hat man auch far, das älteſte von den Römern gebaute Korn, von fero hergeleitet und zugleich fārina (Mehl), wenn es für farrina ſteht. Far könnte aber urſprünglich auch Nahrung, Unterhalt bedeutet haben, und angelſächſiſch bere, engliſch barley (Gerſte) ſind damit wiederum verwandt. Natürlich haben wir dieſelbe Wurzel in Ableitungen wie lucifer, frugifer, im Griechiſchen καρποφόρος oder φερέκαρπος. Im Deutſchen wird es eine reine Ableitungsſilbe wie in fruchtbar, dankbar, ſcheinbar, urbar. Wie φόρος bedeutet auch φορά, was getragen oder dargebracht wird, dann aber ſpeciell Tribut,

Abgabe, Gebühr. Ein Kind tragen wurde im Sinne von gebären gebraucht, und davon haben wir viele Ableitungen wie Geburt, geboren, auch gothisch berusjos (die Aelteren), parentes und barn (das Kind), wie im Griechischen φέρμα das (Geborene).

Wenn δίφρος (Wagen) für διφόρος steht, so bedeutet es ursprünglich einen Wagen für zwei Personen, ebenso wie ἀμφορεύς, lateinisch amphora, ein Gefäß mit zwei Henkeln war. Wir würden kaum glauben, daß dieselbe Wurzel in unserem Zuber und Eimer steckt. Aber Zuber war ursprünglich Zwiber, ein Gefäß mit zwei Henkeln, und Eimer war Einber, ein Gefäß mit einem Träger. Man vergleiche manubrium (Handhabe) und Ableitungen wie candelabrum, lugubris, so viel als luctifer. Wenn bhartri Träger und dann Gemahl bedeutete, so wie bhâryâ Frau, d. h. die zu Ernährende, so kann man wohl in bhrâtar (Bruder) mit Recht die ursprüngliche Bedeutung von Helfer, Beschützer vermuthen. Obgleich die Frau zu unterhalten und zu erhalten ist, so bringt sie doch auch selbst etwas für den Hausstand, und dies ist die φέρνη (das Eingebrachte, die Mitgift). Eigenthümlich ist der mittellateinische Ausdruck paraphernalia (die Brautgabe), was jetzt eine ganz andere Bedeutung angenommen hat. „Getragen werden" nimmt leicht die Bedeutung „von fortgerissen werden", s'emporter, an, und dies finden wir ver-

treten im griechiſchen φέρεσθαι, im Sanskrit in der Nebenform bhur (eilen), wovon dann bhuranyú, bhúrni (eilig, heftig) und andere Derivate.

Wir ſahen ſchon, wie φόρος und φορά das Beigetragene, dann die Abgabe, den Tribut bezeichneten. Dies iſt das Gothiſche gabaur, d. h. die Gebühr und dann wieder alle möglichen Dinge, die ſich gebühren oder nicht gebühren oder ſich ſchicken.

Offerre (entgegenbringen) führt zu Opfer und ebenſo zu dem einfacheren offrir, ſowie sufferre zu soufrir (dulden).

Man hat ſeit lange Fors Fortuna von ferre[1]) abgeleitet, die Göttin, die bringt, obgleich ſie ebenſowohl nimmt als bringt. Die Alten hatten keinen Zweifel an dieſer Ableitung, und τὸ φέρον (das Schickſal), τὸ φερόμενον (das Loos) ſprechen allerdings dafür. Nur der alte Göttercharakter der Fors Fortuna (als mit Harit verwandt) weiſt auf andere Quellen, die allerdings ſchon den Alten gänzlich aus dem Bewußtſein verſchwunden waren. Auch der Ausdruck: es trägt ſich zu, das alte gaburjan, angelſächſiſch gebyrian, und kipuri (zufällig) ſind zu berückſichtigen, und Formen wie forte, forsan, fortassis (forte an si vis), fortuitus ſind weit von ihrer angenommenen mythologiſchen Bedeutung entfernt. Wäre ferre die

[1]) Cf. Biographies of Words by M. M., 1888.

Wurzel, so bewiese sie dadurch nur noch mehr ihre unermeßliche Fruchtbarkeit, der wir solche Worte wie englisch fortune und misfortune verdanken.

Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir alle die Bedeutungen zusammenstellen, welche unsere Wurzel in Zusammensetzung mit Präpositionen in den verschiedenen alten arischen Sprachen hat. Es mag genügen, eine kleine Anzahl aus einer modernen Sprache, wie das Französische, hervorzuheben, die eine Idee geben von den unendlichen Modificationen, zu denen sich jede Wurzel mehr oder weniger eignet. So haben wir von circumferre circonférence, auch périphérie, von conferre conférence, aber auch confortable, von deferre déférence, von differre différence, von praeferre préférence, von proferre proférer, von referre référence, jedes Wort wieder mit zahlreichen Sprößlingen. Man kommt nicht zu Ende, noch viel weniger, wenn man nun auch noch die parallelen Bildungen tuli und latum oder von tragen, sich zutragen und portare ins Auge faßte. Man sieht dann, was eine Wurzel in dieser Sprache zu bedeuten habe, mag man sie nun als ein concretes Wort oder als ein bloßes Abstractum auffassen. Hierüber läßt sich streiten und ist viel gestritten worden; die Hauptsache ist, daß man die Thatsachen kennt und aus ihnen sich einen Schluß bildet, wie wohl in einer solchen Mannigfaltigkeit die

Einheit des wurzelhaften Bestandtheils am besten zu erklären ist.

Ich will nicht sagen, daß wir alle Begriffe so klar bis zu ihrem Entstehen verfolgen können, als bei dieser Wurzel. Bei manchen sind die Mittelglieder verloren gegangen, und die Etymologien werden dadurch ungewiß, ja oft unmöglich. Doch bleibt das Resultat im Großen und Ganzen dasselbe. Ueberall, wo wir klar sehen können, sehen wir, daß, was wir Geist und Denken nennen, darin besteht, daß der Mensch die Kraft hat, nicht nur Vorstellungen zu empfangen, wie das Thier, sondern in ihnen etwas Allgemeines zu entdecken und dieses durch Lautzeichen hervorzuheben und festzusetzen und dann wieder einzelne Vorstellungen unter dieselben allgemeinen Begriffe zu classificiren und durch dieselben Lautzeichen zu bezeichnen. Was wir Ableitungsformen nennen, wie **deva** neben **div**, sind ursprünglich Varietäten in der Bildung von Worten, die mit der Zeit sich nützlich erwiesen und durch wiederholten Gebrauch ihre eigenthümliche Bestimmung erhielten. Oft auch sind es wirkliche Zusammensetzungen, wie unser **bar** in furchtbar, fruchtbar u. s. w. ursprünglich dasselbe Wort war, was wir in Bahre, d. h. die Trage, haben, aber sehr verschieden von **bar** in **Nachbar**, das trotz seines Gleichlauts von einer ganz anderen Wurzel kommt, die wir in bauen, bebauen, Bauer und ebenso im Englischen **neigh-bour** haben.

Haben wir einmal die Begriffe und die Worte, so ist das weitere Denken, wie uns Hobbes gelehrt hat, nichts als ein Addiren und Subtrahiren von Begriffen. Wir addiren, wenn wir sagen: a ist b, wenn wir z. B., indem wir sagen: der Mensch oder Cajus ist sterblich, den Menschen oder Cajus zu Allem, was wir sterblich genannt, hinzufügen; wir subtrahiren, wenn wir sagen: a ist nicht b, d. h. wenn wir den Enoch von Allem, was sterblich heißt, abziehen. Aus diesen beiden Operationen, so beschämend es klingt, besteht Alles, was der Mensch je gedacht hat, so wie die höchsten Operationen der Mathematik zuletzt auf Addition und Subtraction zurückgehen. Worauf sonst könnten sie zurückgehen? Ob diese geistigen Operationen wahr oder falsch sind, das ist eine ganz andere Frage, mit welcher der Modus des Denkens gar nichts zu thun hat, so wenig als die formale Logik danach fragt, ob alle Menschen sterblich sind, sondern nur auf Grund dieser Prämisse weiter schließt, daß Cajus, weil er ein Mensch, auch sterblich ist.

So sehen wir also, wie Sprache und Denken Hand in Hand gehen, wir sehen, daß, wo ein Wort noch nicht da ist, auch der Gedanke noch nicht da ist. Der Geist, sofern er Denker ist, entsteht mit der Sprache, lebt in der Sprache und entwickelt sich fortwährend in der Sprache. Der menschliche Geist ist menschliche Sprache, und weil die Thiere keine Sprache

haben, haben sie auch ispo facto das nicht, was Philosophen unter Geist verstehen. Wir brauchen deshalb den Menschen keine besondere Facultät zuzuschreiben. Das Sprechen und das Denken sind nur eine weitere Entwickelung der Vorstellungskraft, wie sie das Thier auch haben kann, wie sie sich aber beim Thiere nie weiter entwickelte, denn das Thier kennt das Allgemeine nicht, bleibt beim Einzelnen und erreicht nie die Einheit in der Vielheit. Es kennt, wie Plato sagen würde, das Pferd, aber nicht die Pferdheit. Wollen wir also sagen, daß das vorstellende Selbst im Thiere ebenso da ist, wie im Menschen, so ist dagegen nichts einzuwenden, obgleich wir beim Thiere bei allen solchen Fragen immer im Dunkeln tappen. Aber das Factum bleibt, daß der kleine oder der ungeheuere Schritt, der vom Einzelnen zum Allgemeinen, vom Concreten zum Abstracten, vom Wahrnehmen, d. h. Afficirtwerden zum Begreifen, Denken, Sprechen, d. h. zum Handeln führt, für das Thier unmöglich ist. Das Thier könnte wohl sprechen, aber es kann nicht; der Stein könnte wohl wachsen, aber er kann nicht; der Baum könnte wohl gehen, aber er kann nicht. Warum nicht? Weil es natürliche Grenzen gibt, die anscheinend leicht zu überschreiten und doch unüberschreitbar sind. Der Baum kommt bis zum Baum, das Thier bis zum Thier, aber nicht weiter, ebenso wie der Mensch nie über das Menschliche hinauskommt, also auch nie anders

als durch Sprache denken kann, was ja oft recht unvollkommen ist.

In einem Sinne hat also das Pferdebürla ganz Recht. Der Geist ist ein development, ein ewiges, unaufhörliches development, aber wenn er ihn eine Function nennt, welche alle lebendige Organismen, auch eine Gans oder ein Huhn besitzt, so geht er zu weit über diese Thatsachen hinaus. Keine Gans spricht, obgleich sie schnattert und durch ihr Schnattern den Römern die wichtige Mittheilung machte, daß das Capitol in Gefahr war. Wie viel könnte uns ein Hund sagen, wenn er nur sprechen könnte! Und dieses Können oder Nichtkönnen sollte nicht so gut gewollt sein, wie alles andere Können und Nichtkönnen in der Natur! Wenn wir Können durch facultas, d. h. facilitas übersetzen, so brauchen wir deshalb nicht gleich beim Menschen eine Facultät oder, wie es das Pferdebürla nennt, ein Gespenst anzunehmen, aber die Sache bleibt doch dieselbe. Das Thier kann nicht und wir können sprechen, das Thier kann nicht und wir können denken.

Man glaube nur nicht, daß wir, indem wir dem Thier das Denken und Sprechen absprechen, das Thier herabsetzen wollten. Alles, was man uns von den Geniestreichen der Thiere erzählt hat, selbst das Unglaublichste, wollen wir ja gern glauben, nur nicht, daß bos locutus est, oder daß im Bellen des Hundes

eine wirkliche Sprache verborgen liegt. Wer keinen Unterschied zwischen Sprache und Mittheilung sieht, der wird natürlich fortfahren zu sagen, daß der Hund spricht, und erklären, wie verschiedene Dialekte er bellt, wenn er hungrig ist, wenn er mit seinem Herrn ausgehen will, wenn er Diebe im Hause hört, wenn er Prügel bekommen hat und wimmert. Es wäre doch viel natürlicher, wenn der Naturforscher sich an die Thatsache hielte, ohne schon nach den Gründen zu fragen, und zuerst an die große Thatsache, daß kein Thier, mit Ausnahme des Menschen, je gesprochen hat oder spricht. Es ist dann die nächste Pflicht des Beobachters, zu fragen: Wie kommt das? Eine physische Unmöglichkeit liegt nicht vor. Ein Papagei kann alle Wörter nachahmen. Also muß es eine nicht-physische Ursache haben, weshalb es nie eine papageiische oder hündische Sprache gegeben hat. Ist das richtig oder falsch? Und wenn wir nun diese nicht-physische Ursache den Geist oder noch besser den Logos nennen, d. h. den Sammler des Vielen zum Einen, das Zusammenfassen, das Begreifen, haben wir dann so falsch argumentirt, wenn wir den Unterschied zwischen Mensch und Thier im Logos suchen, im Sprechen und Denken oder im Geist? Dieser Geist ist kein Gespenst, wie das Pferdebürla meint, auch nicht ein reines Hirngespenst, wie so viele Naturforscher meinen. Es ist etwas Wirkliches, denn wir sehen seine Wirkungen.

Es wird getragen, wie Alles, was zu unſerem Ich gehört, von dem ſelbſtbewußten Selbſt, das allein wahrhaft und ewig iſt und bleibt.

So weit hoffe ich den zweiten Einwand des Pferdebürlas oder der Pferdebürlas beantwortet zu haben, daß der Geiſt eine Function ſei, welche auch eine Gans oder ein Huhn beſitzt. Der Geiſt iſt die Sprache, und die Sprache iſt der Geiſt, das Eine das sine qua non des Anderen, und bis jetzt hat noch keine Gans geſprochen, ſondern nur geſchnattert.

Die Vernünftigkeit der Religion.

Die schwierigste und jedenfalls die dornenvollste Frage, die das Pferdebürla mir vorgelegt hat, ist bisher noch immer unbeantwortet geblieben, und ich habe lange gezweifelt, ob ich es versuchen sollte, sie in einer so populären Zeitschrift wie die „Deutsche Rundschau" ist, zu beantworten. Es gibt ja so viele Dinge, die unter den Gelehrten längst abgemacht sind, so daß man kaum noch darüber spricht, während sie bei einem großen Theil selbst des gebildeten Publikums, noch immer in ein nebelhaftes Halbdunkel gehüllt bleiben. Hierzu gehören hauptsächlich die sogenannten Glaubensartikel. Wir müssen nicht vergessen, daß bei vielen, ja den meisten Menschen, Glaube nicht Glaube, sondern nur hergebrachte Gewohnheit ist. Wie wäre sonst der Sohn eines Juden ein Jude, der Sohn eines Parsis ein Parsi? Niemand läßt sich aber gern in seinen alten Gewohnheiten stören. Es gibt auch Fragen, über welche die Menschen, so wie sie nun

einmal sind, nie zu einem allgemeinen Einverständniß kommen werden, weil sie außerhalb des Reiches der Wissenschaft oder des Wißbaren liegen. Ueber solche Fragen verliert man am besten keine Worte mehr. Nun ist es aber gerade eine dieser Fragen, die vom wahren Wesen der Offenbarung, über welche das Pferdebürla und seine Genossen durchaus meine Ansicht wissen wollen. Die ländläufige Theorie der Offenbarung ist ihnen ein großer Stein des Anstoßes, und sie richten ihren Hauptangriff stets gegen diese alte Festung. Auf der anderen Seite ist nichts so bequem als diese Theorie, und Viele, die keinen anderen Halt haben, klammern sich fest an diesen Anker. Die Bibel ist göttliche Offenbarung, sagen sie, also ist sie unfehlbar und unanfechtbar, und somit ist Alles abgemacht.

Nun sollte man doch wohl vor allen Dingen sich darüber verständigen, was man unter Offenbarung versteht, ehe man Offenbarung von Bibel prädicirt. Es gibt wohl nur noch Wenige, die wirklich glauben, daß ein Engel in leibhaftiger Gestalt vom Himmel herabgeflogen kam und den Aposteln jeden Vers, jedes Wort, ja jeden Buchstaben unserer Evangelien in ziemlich schlechtem Griechisch ins Ohr flüsterte. Wenn Petrus in seinem zweiten Briefe (I, 18) uns versichert, daß er selbst eine Stimme vom Himmel gehört habe, so ist das eine Thatsache, die eben nur durch Zeugen bestätigt oder entkräftigt werden kann. Wenn er aber

unmittelbar darauf sagt (I, 21), daß „heilige Menschen Gottes geredet haben, getrieben von dem heiligen Geiste“, so ist das eine Ansicht von Inspiration, die sehr verständlich ist, deren Möglichkeit oder Wirklichkeit jedoch zuvörderst von Psychologen bestimmt werden muß. Zugegeben aber, daß heilige Menschen einer solchen Inspiration theilhaftig werden können, so ist es doch wohl klar, daß es einer viel höheren Inspiration bedarf, um andere Menschen für göttlich inspirirt zu erklären, als für sich selbst und auf eigene Faust eine solche Inspiration zu beanspruchen. Diese Theorie, daß die Evangelien göttliche Inspiration und also unfehlbar und unanfechtbar sind, hat sich namentlich seit der Zeit der Reformation mehr und mehr Eingang verschafft. Die Bibel sollte in Zukunft die einzige Autorität für den christlichen Glauben sein. Papst und kirchliche Tradition waren hin, und desto stärkeren Nachdruck legte man deshalb auf die **Litera scripta** des Neuen Testaments. Dies führte natürlich zu einer sehr mühsamen und bis auf das Kleinste gehenden Kritik dieser Urkunden, welche von Jahr zu Jahr einen immer größeren Umfang gewonnen und sich schließlich in so viele specielle Untersuchungen vertieft hat, daß man ihren ursprünglichen Zweck, die Autorität der Schriften des Neuen Testaments zu begründen, ganz aus den Augen verloren zu haben scheint. Diese kritischen Untersuchungen über die Hand-

schriften des Neuen Testaments, über Codex Sinaiticus, Alexandrinus und Vaticanus bis herab zu Nummer 269, Bentley's Q., interessiren nun wohl das Pferdebürla weniger; sie sind den Fachmännern bekannt, und für die Leute außerhalb des Faches ohne Interesse.

Hätte man nur, was ja ohne alle Wunder hätte geschehen können, das ursprüngliche Autograph der Evangelien, wie es die Apostel oder sonst Jemand eigenhändig niedergeschrieben, sorgsam in dem Archiv der ersten Päpste aufbewahrt, so wäre unseren Professoren viele Mühe erspart worden. Wir lesen aber nirgends, daß diese Nachfolger und Erben Petri gerade für diese Hauptpflicht ihres Amtes, die Aufbewahrung des größten Kleinods ihres Schatzes, nämlich des Neuen Testaments, besondere Sorge getragen hätten. Was sie versäumt hatten, mußte also von unseren Philologen nachgeholt werden. Wie nun diese, wenn sie den peloponnesischen Krieg studiren wollten, sich an die Handschriften des Thukydides hielten, so hielten sich die christlichen Gelehrten, um die Anfänge des Christenthums kennen zu lernen, zunächst an die Handschriften des Neuen Testaments. Und wie die Handschriften des Thukydides sehr von einander abweichen und an gewissen Stellen uns ganz rathlos lassen, so war es auch mit den Handschriften des Neuen Testaments. Bentley spricht noch von 30 000 variae lectiones im

Neuen Teſtament, aber ſeit ſeiner Zeit ſoll ihre Anzahl viermal ſo groß geworden ſein. Die Handſchriften des Neuen Teſtaments ſind zahlreicher als die irgend eines Claſſikers. Zweitauſend ſind bekannt und beſchrieben worden, und andere mögen noch immer in Bibliotheken begraben liegen. Während nun dieſe große Anzahl der Handſchriften und der verſchiedenen Lesarten den neuteſtamentlichen Philologen größere Schwierigkeiten bereitet als dies bei klaſſiſchen Philologen der Fall iſt, ſo ſteht auf der anderen Seite das Neue Teſtament im Vortheil gegen alle claſſiſchen Texte, indem einige ſeiner Handſchriften weit älter ſind als die der meiſten claſſiſchen Schriftſteller. Wir haben z. B. kein vollſtändiges Manuſcript des Homer vor dem dreizehnten Jahrhundert, während die älteſten Handſchriften des Neuen Teſtaments aus dem vierten und fünften Jahrhundert ſtammen. Man ſagt wohl oft, daß alle dieſe Dinge von keinem Belang für das Verſtändniß des Neuen Teſtaments ſind, und daß Theologen ſich nicht darum zu bekümmern haben. Das iſt aber doch etwas zu viel geſagt. Es gibt variae lectiones, die durchaus nicht ohne Bedeutung für die Thatſachen und für die Lehren des Chriſtenthums ſind, und wo das letzte Wort nicht dem Theologen, ſondern dem Philologen zuſteht. Niemand wird ſagen, daß es keinen Unterſchied macht, ob man Marcus (XVI, 9—20) wegläßt oder nicht; Niemand wird die Echtheit oder Unechtheit

des Abschnittes über die Ehebrecherin (Johannes VII, 53; VIII, 11) für ganz gleichgültig erklären. Wenn man sich erinnert, wie viel über den 7. Vers des fünften Capitels im ersten Brief Johannes gestritten und geschrieben worden ist, und wie man die ganze Lehre von der Trinität als auf ihr begründet hingestellt hat („denn Drey sind, die da zeugen im Himmel: der Vater, der Sohn und der heilige Geist, und diese Drey sind eins"), wird man kaum behaupten können, daß die Handschriften von keinem Belang für das christliche Dogma sind. Ob man im ersten Briefe an Timotheus (III, 16) OC für $\overline{\Theta C}$, d. h. θεός liest, ist doch auch nicht ganz unwesentlich. Doch gebe ich zu, daß im Vergleich mit den Fragen, welche das Pferdebürla und seine Meinungsgenossen mir vorgelegt haben, diese **variae lectiones** uns weit weniger Kopfzerbrechen zu machen brauchen als andere Probleme. Man hat mir vorgeworfen, daß ich meinen Freunden die Antwort auf ihre ausschließlich gegen die christliche Religion gerichteten Angriffe schuldig geblieben sei. Es war aber unmöglich, gründlich auf diese Dinge zu antworten, ohne vorher ihre gegen alle Religion gerichteten Bedenken in Betracht gezogen zu haben.

Zwei Dinge also, welche die Grundlage aller Religion bilden, wollte ich zuerst meinen unbekannten Freunden klar zu machen suchen: erstens, daß die Welt vernünftig ist, daß sie gedacht und nur in diesem

Sinne von einem Wesen gemacht ist, welches Vernunft hat oder Vernunft ist (der Logos); und zweitens, daß Geist oder Denken nicht Resultat der Materie sein kann, sondern im Gegentheil das Prius aller Dinge ist. Hierzu war eine Darstellung der Resultate der Sprachphilosophie durchaus nothwendig, theils um das Verhältniß des Denkens zum Sprechen klarer festzustellen, theils um die wahre Bedeutung des Logos oder des Wortes im Neuen Testament zu begreifen und um einzusehen, in welchem leicht faßbaren und ganz vernünftigen Sinne das Wort (Logos) auf den Sohn Gottes angewendet werden konnte.

Ich gehöre nun durchaus nicht zu Denen, welche in allen diesen Fragen keine Schwierigkeiten zu sehen vorgeben. Im Gegentheil, ich habe mich Jahre lang mit ihnen gequält und erinnere mich sehr wohl noch der Freude, als mir zuerst der wahre historische Sinn des Anfangs des vierten Evangeliums: „Im Anfang war das Wort," klar wurde. Ich schlug zwar keine Purzelböcke wie das Pferdebürla, aber ich war doch sehr zufrieden. Ich halte also die Einwürfe des Pferdebürla durchaus nicht für unbegründet oder unberechtigt; im Gegentheil, es wäre besser, wenn auch Andere mit derselben Offenheit sprechen wollten wie er, wenn auch ein ruhigerer Ton bei solchen Dingen viel wirksamer sein würde als das Fortissimo des Pferdebürla's.

Was mir am meisten bei der Lösung dieser re-

New York Public Library
CENTRAL COLLECTION
CIRCULATING DEPARTM.

ligiösen oder theologischen Schwierigkeiten geholfen hat, war ein vergleichendes Studium der Religionen der Menschheit. So verschieden sie sind, so leiden sie doch alle an denselben Krankheiten, und wenn wir nun bei anderen Religionen dieselben Schwierigkeiten finden, an denen wir selbst laboriren, so liegt es nahe, sie als in der Natur des Menschen begründet zu betrachten, und in dieser menschlichen Natur, sei sie schwach oder stark, ihre Lösung zu suchen. Wie die vergleichende Philologie nachgewiesen hat, daß viele der unregelmäßigen Nomina und Verba wirklich die regelmäßigsten und ältesten sind, so gilt dies auch von den unregelmäßigen, d. h. wunderbaren Ereignissen in der Religionsgeschichte. Wir können schon jetzt sagen, daß es ein Wunder wäre, wenn es irgendwo eine Religion ohne Wunder gäbe, oder wenn die Schriften, auf denen eine Religion gegründet ist, nicht als außergewöhnlich, als übermenschlichen, ja göttlichen Ursprunges und daher als unfehlbar von den Priestern hingestellt und von den Gläubigen angenommen worden wären. Bei allen diesen Dingen müssen wir zunächst nach den Gründen forschen, und auf diesem Wege sowohl die Wahrheit als den Irrthum zu begreifen suchen.

Ob nun der Beweis, daß die Welt vernünftig und daß der Geist das Prius der Materie ist, mir gelungen, darüber muß ich die Entscheidung dem

Pferdebürla und seinen Freunden überlassen. Glücklicher Weise sind diese Fragen der Art, daß man darüber verschiedener Meinung sein kann, ohne sich gegenseitig zu verketzern. Viele Darwinianer, z. B. Romanes, ja selbst Huxley, haben sich immer für ganz gute Christen gehalten, so sehr sie auch die Lehre von Darwin für die allein seligmachende hielten. Kommen wir aber an Fragen, wie sie das Pferdebürla mir vorlegt, und die mehr mit der christlichen Theologie als der christlichen Religion zu schaffen haben, so wird der Ton sogleich ein anderer, namentlich wird leider die Verschiedenheit der Ansicht sogleich zu einer Verschiedenheit der Absicht. Man zieht sogleich das moralische Element herein und zeichnet die Andersgläubigen als Ungläubige, während man doch die Andersdenkenden nicht gleich zu Undenkenden stempelt. Hier liegt die große Schwierigkeit, über religiöse oder vielmehr über theologische Fragen gelassen zu denken und zu verhandeln. Fängt man nun gleich mit solchen Kraftsätzen an wie das Pferdebürla und viele seiner Genossen, so ist wenig Hoffnung auf ein gegenseitiges Verständniß. Er spricht gleich von der Trug- und Luggeschichte und von der Phantasterei der christlichen Religion. Er sagt, er sei voll Mordgier gegen die jüdische Gottesidee und meint, daß nach den Schriften von Hume und Schopenhauer das positive Christenthum eine reine Unmöglichkeit geworden sei und dergleichen

mehr. Dies ist nun allerdings fortissimo, aber deshalb durchaus nicht verissimo.

Andere Correspondenten, wie Agnosticus, erklärten, daß alle Offenbarung ein Unding sei; kurz an wegwerfenden Ausdrücken über das Christenthum, ja über alle geoffenbarte Religion, hat es nicht gefehlt.

Hier kann uns nun zuvörderst ein Blick auf die Entwickelung der Religion der Indier von großem Nutzen sein. Nirgends ist die Idee der Offenbarung so sorgsam ausgearbeitet worden als in ihrer Literatur. Die Indier haben eine massenhafte Literatur, die sich mit Religion und Philosophie beschäftigt, und sie unterscheiden sehr scharf zwischen offenbarten und nicht offenbarten Werken (Sruti und Smriti). Viel kommt hier auf den Namen an. Offenbar heißt ja doch ursprünglich nicht mehr als klar und offen, und wenn wir von einer Eröffnung sprechen, so ist dies im gewöhnlichen Leben nicht viel mehr als eine Mittheilung. Offenbaren wurde aber sehr bald in der speciellen Bedeutung einer Mittheilung eines übermenschlichen an ein menschliches Wesen gebraucht. Die Frage nach der Möglichkeit einer solchen Mittheilung kam dabei wenig in Betracht. Und doch hängt diese Möglichkeit natürlich von der Vorstellung ab, die man sich vorher von übermenschlichen Wesen überhaupt und von ihrem Verhältniß zu menschlichen Wesen gebildet hatte. So lange man sich die über-

menſchlichen Weſen ſo dachte, daß ſie zuweilen auch menſchliche Geſtalt annehmen und ſehr menſchliche Dinge unternehmen konnten, ſo bot eine Mittheilung von Nichtmenſchen, ich will nicht Unmenſchen ſagen, an Menſchen keine ſo große Schwierigkeit dar. Die Griechen gingen ſo weit, den Menſchen früherer Zeiten einen näheren Umgang mit den Göttern zuzuſchreiben. Doch bricht auch die Idee, daß Menſchen den Göttern nicht zu nahe treten ſollen, bei ihnen ſchon hier und da hervor, und Semele, die von Zeus in ſeiner ganzen Herrlichkeit umarmt ſein wollte, fand ihren Untergang in dieſer Entzückung. Sobald aber die Gottheit weniger menſchlich aufgefaßt wurde, alſo wie z. B. im Alten Teſtament, wurde ein Verkehr zwiſchen Gott und den Menſchen immer ſchwieriger. In der Geneſis wird dieſer Verkehr noch ſehr einfach und vertraulich aufgefaßt, als wenn Gott im Garten des Paradieſes umher wandelt und Adam und Eva ſich in ihrer Nacktheit vor ihm ſchämen. Bald aber tritt eine höhere Vorſtellung von Gott ein, ſo daß z. B. Moſes (Exodus 33, 23) das Antlitz Jehova's nicht anſehen kann, aber doch wenigſtens ſeine Rückſeite noch anzublicken wagt. Der Verfaſſer des vierten Evangeliums geht noch weiter und erklärt (I, 18), daß Niemand jemals Gott geſehen, und daß nur der eingeborene Sohn, der in des Vaters Schoß iſt, ihn uns verkündiget. Hier ſehen wir alſo deutlich, wie die

Möglichkeit eines Verkehrs der Menschen mit Gott und eine Offenbarung Gottes an die Menschen hauptsächlich oder ausschließlich von der Idee abhängt, welche der Mensch sich vorher von Gott und Mensch gebildet hat. Dies müssen wir überhaupt bei allen theologischen Untersuchungen fest zu halten suchen, daß die Idee von Gott unsere Idee ist, die wir uns theils durch Ueberlieferung, theils durch eigenes Denken gebildet haben, noch dürfen wir vergessen, daß das Sein eine wesentliche Eigenschaft dieser Gottesidee bildete, so sehr man auch gegen den ontologischen Beweis in späterer Zeit geeifert hat. Nach dem, was wir über das wahre Verhältniß zwischen Denken und Sprechen gesehen haben, kann der Name und somit die Idee von einem jeden göttlichen Wesen immer nur vom Menschen gemacht sein. Gott ist und bleibt unser Gott. Wir können von ihm nur aus unserem Innern, nicht durch die Sinne Kenntniß haben. Gott selbst hat seinen Namen den Menschen so wenig mitgetheilt als die Fixsterne und die Planeten, denen wir Namen gegeben haben, obgleich wir sie nur sehen, nicht hören oder betasten können. Dies muß uns zuerst ganz klar sein, ehe wir von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Offenbarung sprechen dürfen.

Nun ist es sehr nützlich, ehe wir zu unserer eigenen Idee einer von Gott herrührenden Offenbarung kommen, uns bei anderen Völkern umzu-

sehen, wie sie zu der Idee einer Offenbarung gekommen sind. Wir sehen also in Indien, daß sich eine Anzahl von Hymnen in einem alten Dialekt und in festen Metren auf ganz wunderbare, aber dennoch historisch beglaubigte Weise, bevor von schriftlicher Abfassung auch nur die Rede sein konnte, durch mündliche Ueberlieferung erhalten hat. Diese Hymnen enthalten sehr wenig, was für einen gewöhnlichen menschlichen Dichter zu hoch oder zu tief scheinen könnte. Sie sind von großem Interesse für uns, weil sie es uns so klar wie möglich machen, wie die älteste arische Sprache geklungen hat, und was die ältesten arischen Götter gewesen sind. Wie Professor Deussen in seiner werthvollen „Geschichte der Philosophie" (Bd. I, S. 83) bemerkt, ist die vedische Religion, welche er zugleich die älteste Philosophie nennt, so reich an Aufschlüssen wie keine andere der Welt. In dieser Hinsicht nennt er das Studium des **Rigveda** sehr richtig die hohe Schule der Religionswissenschaft, so daß, wie er sagt, Niemand, ohne ihn zu kennen, über diese Dinge mitreden kann. Dieser einzige Vorzug beruht, wie er richtig bemerkt, darauf, „daß der Proceß, auf dem ursprünglich alle Götter beruhen, daß die Personification der Naturphänome, während sie von allen anderen Religionen mehr oder weniger verdunkelt ist, im **Rigveda** sich noch so zu sagen sichtbar oder handgreiflich vor unseren Augen vollzieht."

Ich habe dies lange vergeblich gepredigt. Alle, die den **Rigveda** studirt haben, sagen dasselbe, Alle, die ihn nicht studirt haben, sagen ebenfalls dasselbe, d. h. das gerade Gegentheil, und legen besonders viel Gewicht darauf, daß sich in diesen Hymnen Ideen vorfinden, die sie ein für allemal für modern erklären. Aber Niemand hat je behauptet, daß dies nicht so sei. Was geschichtlich das Aelteste ist, kann ja von höherem Standpunkte aus ganz modern sein, und es gibt Gelehrte, die sogar Adam für einen Reformator der Menschheit halten. Die, welche den **Rigveda** am besten kennen, haben oft nachgewiesen, daß derselbe sich schon auf einer ziemlich fortgeschrittenen Stufe befindet und hier und da einen weiten Blick in seine eigene Vergangenheit thun läßt! Ich selbst habe oft gesagt, daß ich viel darum geben würde, wenn ich meinen eigenen Beweisen vom Alter der Sammlung der Hymnen entgehen und klar nachweisen könnte, daß wenigstens einige dieser vedischen Hymnen später hinzugefügt worden seien.

Diese Hymnen also, eben weil sie, nach Sprache und Metrum zu urtheilen, älter als alles Andere in Indien, ja in der ganzen arischen Welt waren, und weil sie sich hauptsächlich mit den alten Naturgöttern beschäftigten, erschienen den Indiern selbst als **apaurusheya**, d. h. nicht von Menschenhand gemacht. Man nannte sie **Sruti**, das Gehörte, im Unterschied

von anderer Literatur, die man als Smriti oder Erinnerung bezeichnete.

Dies ist Alles ganz verständlich. Nun entstand aber nach einiger Zeit, während welcher das wahre Verständniß der Hymnen bedeutend verdunkelt worden war, eine zweite Schicht von Werken, die sogenannten Brâhmanas. Diese sind sehr verschieden von den Hymnen. Sie sind in einer jüngeren Sprache und in Prosa abgefaßt. Sie behandeln das in Indien so bedeutungsvolle Opfer, bei dem die Hymnen angewendet wurden, und welches mir ursprünglich chronometrische und somit culturhistorische Zwecke gehabt zu haben scheint, erklären den Sinn der Hymnen, oft entschieden ganz mißverständlich, enthalten aber einige interessante Aufschlüsse über den Zustand Indiens lange nach der Entstehungsperiode der Hymnen und doch vor der Entstehungsperiode des Buddhismus, im sechsten Jahrhundert v. Chr. Man hat gemeint, daß, weil die Brâhmanas in Prosa abgefaßt sind, sie ursprünglich geschrieben sein müssen, nach der Wolf'schen Hypothese, daß Prosa überall Kunde der Schrift voraussetze. Ich kann das für Indien nicht zugeben, wenigstens zeigt sich keine Spur von Bekanntschaft mit Schrift in dieser ganzen, ziemlich umfangreichen Masse von Literatur. Es war eine durchaus mnemonische Literatur, und eben weil es an Schrift fehlte, wurde das Gedächtniß in einer Weise cultivirt, von

der wir keine Idee haben. Jedenfalls wußten die Brahmanen selbst nichts von einer schriftlichen Abfassung der **Brâhmanas** und begriffen sie mit den Hymnen unter dem Namen **Veda** und *Sruti*, d. h. sie hielten sie, wie wir sagen würden, für offenbart, für nicht von Menschenhand gemacht.

Das Merkwürdige ist aber, daß sie durchaus nicht, wie etwa die Römer im Falle von Numa und Egeria, eine Mittheilung aus dem Munde der vedischen Naturgötter an die gewöhnlichen Menschen annahmen, sondern sich damit begnügten, zu erklären, der **Veda** sei gesehen worden von den **Rishis**, deren Namen, **Rishi**, sie etymologisch als Seher erklärten.

Es ist also klar, daß, was die Brahmanen selbst unter *Sruti* verstanden, nichts weiter war als Literatur, verfaßt in einer alten Sprache (denn auch die **Brâhmanas** sind in ihrer Sprache alterthümlich, wenn auch nicht so sehr als die Hymnen), und mit Dingen beschäftigt, für welche anscheinend der Mensch allein keine Autorität bilden konnte. Denn wie konnte der gewöhnliche Mensch sich anmaßen, über die Götter zu sprechen oder Vorschriften über das Opfer zu geben, Versprechen über Belohnungen frommer Werke zu machen, oder gar zu bestimmen, was moralisch recht oder unrecht sei? Hierzu gehörte eine mehr als menschliche Autorität, und so erklärte man denn die **Brâhmanas** sowohl als die Hymnen für **apaurusheya**, d. h.

nicht menſchlich, aber durchaus nicht als göttlich, in dem Sinne, als ſeien ſie von einem der Devas mitgetheilt.

Wir ſehen alſo, daß die Idee der Sruti, ſo nahe ſie auch als apaurusheya, d. h. nicht-menſchlich, unſerer Idee von Offenbarung kommt, doch ſich nicht ganz mit derſelben deckt. Was alt und unbegreiflich war, wurde übermenſchlich, bald auch unfehlbar und unanfechtbar genannt. Sehen wir uns bei anderen Religionen um, ſo finden wir, daß der Buddhismus dem Veda jede Autorität abſprach und überhaupt nach ſeinem Charakter jede Idee von übermenſchlicher Offenbarung ausſchloß. Auch in China ſehen wir uns vergebens nach Offenbarung um. In Paläſtina finden wir jedoch die Anſicht, daß der Herr ſelbſt mit Moſes ſprach, und daß dieſer die Befehle des Herrn an Israel überlieferte, ja die Tafeln des Geſetzes ſollten von Gottes eigenen Fingern auf beiden Seiten geſchrieben worden ſein, zu einer Zeit, wo ſo viel wir wiſſen, es noch keine Schrift oder wenigſtens keine ſchriftliche Literatur gab. Dieſe beiden Dinge, die man ſo oft vermiſcht, ſind himmelweit von einander geſchieden. Die Idee, daß das ganze Alte Teſtament von Jehovah verfaßt oder offenbart ſei, iſt durchaus nicht altjüdiſch, ſo viel Reſpect man auch den heiligen Büchern, als in der Synagoge anerkannt, erwies.

Was den Islam betrifft, ſo wird der Koran als dem Mohammed vom Engel Gabriel mitgetheilt be-

trachtet, ebenso wie Zoroaster im Avesta gewisse Mittheilungen im Gespräch mit Ahuramazda erhalten haben will.

Im Christenthum nun, in dessen Geschichte die Offenbarungstheorie eine so große Rolle gespielt hat, gibt es eigentlich, was so oft vergessen wird, gar keine von Christus oder den Aposteln selbst herrührende Aussprache über diesen Gegenstand. Daß die Evangelien, wie wir sie besitzen, offenbart seien, ist nirgends in ihnen selbst gesagt, noch kann es von der Apostelgeschichte oder den Episteln gelten. Niemand hat bis jetzt noch behauptet, daß irgend welche Schrift des Neuen Testaments Christus oder selbst den Aposteln bekannt war. Im Gegentheil, wenn wir die Titel der Evangelien in ihrer natürlichen Bedeutung nehmen, so geben sie sich nicht einmal, als von Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes selbst niedergeschrieben aus, sondern einfach als die heilige Geschichte, wie sie je nach jedem dieser Männer von Anderen niedergeschrieben worden ist. Man hat zwar das κατά, nach, according to, wegdisputiren wollen, als ob es auch von bedeuten könne, es ist aber natürlicher, es in seinem gewöhnlichen Sinn zu nehmen. Wenn Paulus im zweiten Brief an Timotheus (III, 16) sagt, daß alle Schrift von Gott eingehaucht sei, so ist das der gewöhnliche Ausdruck für die Schriften des Alten, nicht des Neuen Testaments (Joh. V, 39), und würde außer-

dem nur inſpirirt, eingehaucht, nicht in jedem Worte und jeden Buchſtaben offenbart bedeuten.

Jedenfalls lernen wir alſo ſo viel von einem vergleichenden Studium der Religionen, daß die meiſten ihre heiligen Schriften haben, die gewöhnlich das Aelteſte ſind, was ſie überhaupt von Literatur, mündlicher oder ſchriftlicher, beſitzen, daß ſie die Verfaſſer dieſer Schriften als außergewöhnliche, ja übermenſchliche Weſen betrachten, und daß die ſpäteren Theologen dann, namentlich um jeden Zweifel an die Wahrheit dieſer Schriften beim Volke ein für allemal abzuſchneiden, die künſtlichſten Theorien erſannen, wie dieſe Werke nicht von Menſchen gemacht, ſondern nur geſchaut, ja wie ſchließlich ſogar die Worte und die Buchſtaben des Originaltextes gewiſſen Individuen dictirt worden ſeien. Man meint alſo, daß die Gottheit ſich herabgelaſſen habe, Hebräiſch oder Griechiſch zu ſprechen im Dialekte der jedesmaligen Zeit, und daß deshalb an keinem Buchſtaben, an keinem Accent gerüttelt werden dürfe.

Dies würde uns allerdings die Sache ſehr leicht machen, und eben deshalb hat wohl dieſe Theorie ſo viele Anhänger gefunden. Es iſt nur merkwürdig, daß kein Gründer irgend welcher Religion je die Nothwendigkeit gefühlt zu haben ſcheint, etwas von ihm ſelbſt Geſchriebenes der Mit- und Nachwelt zu hinterlaſſen. Niemand hat je zu beweiſen geſucht, daß Moſes

Bücher geschrieben, auch von Christus hat Niemand gesagt, daß er je ein Buch verfaßt habe (Johannes VII, 15). Dasselbe gilt von Buddha, trotz der Legende über die Alphabete, und von Mohammed wissen wir von ihm selbst, daß er weder lesen noch schreiben konnte. Was wir also an heiligen Schriften besitzen, ist immer das Erzeugniß einer späteren Generation und somit allen solchen Zufälligkeiten ausgesetzt gewesen, wie sie die mündliche Ueberlieferung mit sich bringt. Dies war nicht zu vermeiden und sollte uns eigentlich gar nicht in Erstaunen setzen. Wenn wir es nur selbst versuchen, Begebenheiten und Gespräche, deren Zeugen wir vor fünfzig Jahren waren, ohne Hülfe von Büchern oder Aufzeichnungen, niederzuschreiben, so werden wir sehen, wie schwer es ist, und wie unzuverlässig unsere Erinnerung. Wir können dabei ganz wahrhaft sein, aber es folgt durchaus nicht, daß wir auch wahr und zuverlässig sind. Versuche es doch Jemand, die Ereignisse des preußisch-österreichischen Krieges ohne Benutzung von Büchern zu beschreiben, und er wird sehen, wie beim besten Willen die Namen und Jahreszahlen wanken und schwanken. Wann erwählte die deutsche Nationalversammlung den deutschen Kaiser? Wer waren die Mitglieder der Reichsregentschaft? Wer war Heinrich Simon, und gab es nur einen Simon oder mehrere, so wie es neun Simon's im Neuen Testament gibt? Wer kann

diese Fragen jetzt ohne Zeitungen beantworten, und doch sind diese Dinge nur fünfzig Jahre alt und waren zur Zeit uns Allen genau bekannt. War es mit den Christen um 50 p. Chr. ganz anders? Wenn man deshalb, wie Einige thun, für die Niederschreiber der Evangelien eine gewisse Inspiration oder bevorzugte Stellung verlangte, so war das sehr natürlich; es geschieht aber auf eigene Verantwortung hin, ebenso als wenn man für die Mutter von Maria dieselbe unbefleckte Geburt verlangte wie für Maria selbst, et sic ad infinitum. Das sind meistens nur Entschuldigungen für menschlichen Unglauben. Nichts beweist die Wahrhaftigkeit der Verfasser der Evangelien so klar, wie die natürlichen, ja oft herabsetzenden Worte, die sie von sich selbst oder vielmehr von den Aposteln gebrauchen. Diese verstanden, wie sie sagen, die einfachsten Gleichnisse und Lehren nicht, sie eiferten unter einander, Petrus verleugnete sogar den Herrn; kurz, von Sündlosigkeit und Unfehlbarkeit ist bei den Verfassern der Evangelien selbst gar keine Rede, vorausgesetzt, daß es wirklich die Apostel waren.

Waren sie es nicht, so schwinden alle von uns selbst gemachten Schwierigkeiten. Wir finden dann in den Evangelien gerade das, was wir zu erwarten hatten. Nicht künstlich bearbeitete Darstellungen, ohne Abweichungen und ohne Widersprüche mit einander, sondern einfache, natürliche Berichte, wie sie damals,

von der ersten bis zur dritten Generation, in gewissen Kreisen oder Orten im Laufe waren, je nachdem gewisse Familien den persönlichen Mittheilungen des einen oder des anderen der Apostel sich angeschlossen hatten. Wir müssen nicht vergessen, daß in der ersten Generation die Nothwendigkeit einer Aufzeichnung noch gar nicht gefühlt wurde. Die Kinder wurden noch jüdisch erzogen, denn das Christenthum wollte ja nicht zerstören, sondern nur erfüllen; und da die ganze Schrift, d. h. das Alte Testament, von Gott stammte und zum Unterricht gut war, so brauchte man es eine Zeit lang als Lehrbuch, ohne alle Hintergedanken. Als aber in der zweiten und dritten Generation der Bruch zwischen Juden und Christen größer und größer wurde und die Zahl Derer, welche Christus und die Apostel gekannt hatten, kleiner und kleiner, da mußte sich das Bedürfniß von Lehrbüchern, namentlich für die Erziehung der Kinder, fühlbarer machen, und so entstanden wohl die vier Evangelien auf ganz natürliche Weise, und einem ganz natürlichen, ja unabweislichen Bedürfniß entsprechend. Die Schwierigkeiten, die bei Annahme einer Inspirationstheorie aus jedem, auch dem geringsten Widerspruch zwischen den Evangelien entstehen würden, fallen dann ganz von selbst weg; ja die Abweichungen zwischen ihnen werden uns willkommen, weil sie jede Idee von einem absichtlichen Abkommen gänzlich ausschließen und uns gerade das

geben, was wir, den historischen Verhältnissen nach, erwarten würden. Was schadet es z. B., daß Matthäus (VIII, 28), wenn er die Austreibung der Teufel im Lande der Gergesener erzählt, von zwei Besessenen spricht, während Marcus (V, 2) nur von einem Besessenen bei den Gedarenern weiß. Auch spricht Marcus nur von unreinen Geistern, Matthäus schon von Teufeln. Marcus und Lucas kennen den Namen des Besessenen, nämlich Legion, Matthäus erwähnt den römischen Namen nicht. Dies sind ganz gleichgültige Dinge bei rein menschlichen Ueberlieferungen und Aufzeichnungen; bei göttlichen Offenbarungen wären sie schwer zu erklären.

Noch schwerer aber wird es, wenn wir zu wirklich bedeutenden und für das Christenthum wesentlichen Aussprüchen kommen, denn selbst bei ihnen finden wir Abweichungen. Was kann bedeutender sein als die Stelle, in der Christus seine Schüler fragt, für wen oder für was sie ihn halten, und Petrus antwortet: Du bist der Messias (Marcus VIII, 29). Das war rein jüdisch-christlich gedacht, und Jesus nimmt es an als die volle Wahrheit, die aber noch geheim gehalten werden sollte. Bei Matthäus (XVI, 16) sagt Petrus nicht nur: Du bist der Messias, sondern fügt hinzu: der Sohn des lebendigen Gottes. Dies macht einen gewaltigen Unterschied, und das Merkwürdige ist, daß Jesus den Schülern später nur gebietet, es geheim zu halten, daß er Jesus, der Messias

(XVI, 20) sei, und dabei nichts von sich als dem Sohne Gottes sagt. Von anderen Discrepanzen an dieser Stelle, namentlich von der Verheißung der Gründung der Kirche auf diesen Felsen (Petrus), die sich nur bei Matthäus (XVI, 18) findet, ist so viel geschrieben worden, daß wir hier nichts mehr darüber zu sagen haben, es sei denn, daß bei Marcus Jesus gerade an dieser Stelle den Petrus schilt, weil er mehr an die Welt als an Gott denke, wie so manche seiner späteren Nachfolger.

Bedenken wir nun auch, daß für Niederschreiben der meisten der in den Evangelien erzählten Dinge wahrhaftig weder Offenbarung noch selbst begeisterte Inspiration nothwendig war. Je weniger, desto besser; denn entweder wußten die Zeugen, daß Pilatus zur Zeit Statthalter in Palästina, daß Kaiphas Hoher Priester, daß Jairus einer der Vorsteher der Synagoge war, oder sie wußten es nicht, und dann können wir doch, ohne ehrfurchtslos zu sein, nicht annehmen, daß solche Dinge ihnen von Gott offenbart worden seien. Wenn aber ein Theil der Evangelien, der historische, unmöglich von Gott eingegeben oder bestätigt sein konnte, warum dann der andere, der die Lehre Christi enthielt? Ist es nicht viel besser, viel ehrlicher und zuverlässiger, daß die Verfasser uns dieselbe, so wie sie sie selbst kannten und verstanden, mittheilten (und daß sie dieselbe zuweilen falsch auf-

faßten, das haben sie ja ganz ehrlich selbst gesagt), als daß sie dazu auf übernatürliche Weise inspirirt, ja daß ihnen dazu eine Offenbarung in Form einer Theophanie zu Theil geworden wäre. Durch solche schwache, menschliche Ideen ziehen wir das Wirkliche, das wirklich Göttliche nur in den Staub, und von wem stammen denn überhaupt solche Ideen einer göttlichen Eingebung, ja einer göttlichen Offenbarung her, wenn nicht von Menschen, wie sie überall waren, sei es in Indien, sei es in Judäa? Ueberall ist das Natürliche göttlich, das Uebernatürliche oder das Wunder menschlich.

Selbst für die Apostel und für die Verfasser der Evangelien gab es nur eine Offenbarung, das war die Offenbarung durch Christus, und diese hat einen ganz anderen Sinn. Um dies zu verstehen, müssen wir aber auf das, was wir von den geistigen Bewegungen der damaligen Zeit wissen, hinblicken. Es gab im jüdischen Volke zwei große Erwartungen. Die eine alte, rein jüdische, die Erwartung des Messias, des Gesalbten (Christos), der das auserwählte und geknechtete Volk Israel politisch oder geistig befreien sollte. Die andere war auch jüdisch, aber von griechischer Philosophie durchquickt, die Erkennung des Wortes (Logos), als des Sohnes Gottes, der die Menschheit mit Gott versöhnen oder vereinigen sollte. Die erste spricht sich am deutlichsten, aber durchaus

nicht ausschließlich, in den drei sogenannten synoptischen Evangelien aus, die zweite im sogenannten Evangelium des Johannes. Das Merkwürdige ist nur, daß diese anscheinend so weit von einander abliegenden Ideen sich so oft in den Evangelien vereinigt finden. Die Idee, daß ein Mensch der Sohn Gottes sein kann, war ja vom streng jüdischen Standpunkt aus Gotteslästerung, und es war eben deshalb die letzte Frage des Hohenpriesters: „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns sagst, ob du seiest Christus, der Sohn Gottes" (Matth. XXVI, 63). Der jüdische Messias sollte ja nie der Sohn Gottes, das Wort, im christlichen Sinne des Wortes, sein, sondern nur etwa in dem Sinne, in welchem viele Völker Gott den Vater der Menschen genannt haben. In diesem Sinne sagen auch die Juden (Joh. VIII, 4): „Wir haben einen Vater, nämlich Gott," während sie vor der Idee einer göttlichen Sohnschaft des Menschen entsetzt zurückschrecken. Der Messias sollte nach jüdischer Ansicht der Sohn David's sein (Matth. XXII, 42), wie auch das Volk Jesus genannt zu haben scheint (Marcus X, 47; XV, 39), und um diese Ansicht zu widerlegen, sagte Christus selbst in einer historisch sehr bedeutungsvollen Stelle: „Wie nannte David im Geiste den Messias Herr, indem er sagte: Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis daß ich lege deine Feinde zum Schemel

deiner Füße. So nun David ihn Herr nennt, wie ist er sein Sohn?" Mit diesen Worten lehnte offenbar der wahre Messias seine königliche Abstammung von David ab, indem er zugleich eine weit höhere für sich in Anspruch nahm. Wozu nützt es also, daß der Verfasser des Evangeliums im ersten Capitel sich so viel Mühe gibt, Joseph genealogisch von David abzuleiten, trotzdem daß er ja Joseph selbst durchaus nicht als den leiblichen Vater von Jesus hinstellt?

Dies sind Widersprüche, wie sie in einer von verschiedenen geistigen Strömungen stark erregten Zeit ganz begreiflich sind, in einem offenbarten oder göttlich inspirirten Buche aber unerträglich wären. Alles wird verständlich, klar und frei von Widersprüchen, wenn wir in den synoptischen Evangelien das sehen, was sie selbst sein wollen, Erzählungen von dem, was in gewissen Kreisen von der Lehre Christi und von seiner Person schon lange erzählt und geglaubt worden war. Ich sage, was sie selbst sein wollen; denn können wir wohl glauben, daß, wenn den Verfassern wirklich eine wunderbare Erscheinung zu Theil geworden, wenn jedes Wort und jeder Buchstabe ihnen zugeflüstert worden wäre, sie dies nie erwähnt haben würden? Sie erzählen doch so viele Wunder, warum gerade dieses nicht, das größte von allen? Aber es ist nicht genug, daß sie keine wunderbare Mittheilung für sich und ihre Werke beanspruchen. Lucas sagt mit

deutlichen Worten, was der Charakter seines Evangeliums ist: „Sintemal sich viel unterwunden haben, zu stellen die Rede von den Geschichten, so unter uns ergangen sind, wie uns das gegeben haben, die es von Anfang selbst gesehen, und Diener des Wortes (Logos) gewesen sind, habe ich's auch für gut angesehen, nachdem ich Alles vom Anbeginne mit Fleiß erkundet habe, daß ich's dir, mein guter Theophilus, ordentlich schreibe, auf daß du gewissen Grund erfahrest der Lehre, in welcher du unterrichtet bist."

Was kann klarer sein? Theophilus hatte offenbar eine nicht sehr systematische christliche Erziehung erhalten, so wie sie eben unter damaligen Verhältnissen möglich war. Es gab, wie Lucas sagt, schon mehrere Schriften über die Dinge, welche unter den Christen allgemein geglaubt wurden. Damit aber Theophilus eine zuverlässige Kenntniß derselben habe, entschließt sich sein Freund, er sei nun Lucas oder wer er sonst wolle, ihm diese Dinge in guter Ordnung mitzutheilen, wie sie ihm überliefert worden, ohne zu behaupten, daß er selbst von Anfang an ein Augenzeuge derselben und ein Diener des Wortes gewesen sei. Es ist also klar, daß sich der Verfasser auf eine Ueberlieferung von Augenzeugen beruft, und daß er Alles selbst mit Fleiß erkundet hatte. Ist es wohl glaublich, daß er eine Offenbarung oder gar Theophanie nicht erwähnt haben würde, wenn ihm eine

solche zu Theil geworden? Auch legt er Gewicht darauf, daß Alles wohlgeordnet sei, was wohl andeutet, daß in der Reihenfolge der Begebenheiten schon damals dieselben Abweichungen stattfanden, wie wir sie in den vier Evangelien bemerken, von den zahlreichen apokryphischen Evangelien gar nicht zu sprechen. Dies ist nun Alles gerade so, wie wir es als Historiker erwarteten, ja wie es kaum anders sein konnte. Die gute Kunde von Christus mußte zuerst den dialogischen Proceß, den Gährungsproceß der mündlichen Ueberlieferung durchmachen; dann folgte der Niederschlag der schriftlichen Abfassung, und das ist, was wir haben, von den Verderbnissen der Abschreiber gar nicht zu sprechen. Es ist schwer zu begreifen, wie es hätte anders sein können, und doch wollen wir uns mit diesen Thatsachen nicht begnügen, und meinen, wir hätten es selbst weit besser machen können.

Wenn wir die synoptischen Evangelien einzeln durchnehmen, so sehen wir bei Lucas die vollständigste und wohl jüngste Reihenfolge aller wichtigen Begebenheiten; bei Marcus die kürzeste und wohl ursprünglichste Abfassung, die nur, was ihm unbestritten oder am wichtigsten erschien, enthält, bei Matthäus hingegen offenbar die Ueberlieferung, wie sie sich bei Judenchristen und Messiasgläubigen gebildet und festgesetzt hatte.

Wenn wir zu der Zeit schon von Gemeinden

sprechen dürfen, so war die Gemeinde, in welcher und für welche das erste Evangelium bestimmt war, offenbar eine aus bekehrten Juden bestehende, welche in Jesus ihren lang erwarteten Messias oder Christus anerkannt hatten und demnach überzeugt waren, daß Alles, was man vom Messias erwartet hatte, auf diesen Jesus zutreffe. Sie gingen noch weiter. Nachdem man einmal überzeugt war, daß Jesus der Messias gewesen, so hatten sich viele Ueberlieferungen gebildet, die ihm zuschrieben, was er, wenn er der Messias war, gethan haben mußte. Dies ist der durchgehende Charakter des ersten Evangeliums, wie sich Jeder, der es aufmerksam liest, leicht überzeugen kann. So nur erklärt sich die so oft und ohne alle Hehl wiederkehrende Aeußerung, daß dies und dies geschehen sei, „denn so war es geschrieben, und so war es gesagt vom Propheten.“ Jede Idee von einer absichtlichen Erfindung der messianischen Erfüllungen, wie man sie so oft aufgestellt hat, fällt bei unserer Auffassung der Entstehung der Evangelien von selbst weg. Es mußte so sein, dachten die Leute, und bald erzählten sie sich und ihren Kindern, daß es so gewesen sei, und zwar ganz bona fide, da ja sonst Jesus nicht der erwartete Messias gewesen sein könnte.

Gehen wir das Evangelium des Matthäus von diesem historischen Standpunkt aus im Einzelnen durch, so fängt es an mit einer ganz unnöthigen

Genealogie Joseph's des angeblichen Vaters von Jesus. Dann folgt die Geburt, und diese wird begründet in Vers 22: „Alles dieses geschah, damit erfüllet werde, was der Herr durch den Propheten gesagt hat," nämlich Jesaias (VII, 14): „Siehe, eine Jungfrau ist schwanger, und wird einen Sohn gebären, den wird sie heißen Immanuel." Das bedeutet doch einfach, daß es der erstgeborene Sohn sein wird, und daß man ihn „Gott mit uns" nennen wird, also durchaus nichts Außergewöhnliches.

Dann wird erzählt, daß die Geburt in Bethlehem stattfand, und daß die Weisen aus dem Morgenlande den Stern über Bethlehem sahen, auch wieder, weil der Prophet geschrieben, daß der Herrscher von Israel aus Bethlehem kommen solle.

Dann, wenn die Flucht von Joseph und Maria mit dem Christuskinde nach Aegypten erzählt wird, folgt wieder in Vers 15, damit erfüllet werde, was vom Propheten gesagt worden: „Aus Aegypten habe ich meinen Sohn gerufen."

Der Kindermord von Bethlehem, so viele Schwierigkeiten er auch in den Augen der Historiker hat, wird V. 17 vollständig motivirt durch Worte, welche Jeremias, der Prophet, gesprochen: „Auf dem Gebirge hat man ein Geschrey gehört, viel Klagens, Weinens und Heulens. Rahel beweinet ihre Kinder, und wollte sich nicht trösten lassen, denn es war aus mit ihnen."

Später, als Joseph mit dem Kinde zurückkehrt und nach Nazareth zieht, so wird auch dieses (V. 23) erklärt durch die Worte des Propheten, der gesagt, er solle ein Nazarener genannt werden.

Ueber die falsche Auffassung der Worte des Propheten, als ob ein Nazarener ein Einwohner von Nazareth sei, will ich hier gar nichts sagen. Alles, selbst solche volksthümliche Mißverständnisse, wird von unserem Standpunkt aus ganz verständlich und zeigt nur, wie überzeugt das Volk war, daß Jesus der Messias gewesen und deshalb Alles erfüllet haben müsse, was vom Messias erwartet worden war. Uns mögen diese Erfüllungen der Prophezeiungen nicht sehr überzeugend klingen; als Darstellung der Ideen, die damals das Volk beherrschten, und als Beweis des Umsichgreifens des dialogischen Processes sind sie aber für den Geschichtsforscher sehr wichtig.

Auch das Auftreten von Johannes dem Täufer wird sogleich (III, 3) durch Hinweisung auf prophetische Worte erklärt. Und wenn, wie das ganz verständlich war, Jesus, nach der Gefangennahme des Johannes, seinen Aufenthalt verließ, um nach Capernaum zu ziehen, so soll auch dies (V. 4, 14—16) geschehen sein, damit gewisse Worte des Jesaias erfüllt wurden.

Dann folgt im fünften bis siebenten Capitel der wirkliche Kern der christlichen Lehre in der Bergpredigt, und die Verkündigung des kommenden Reiches

Gottes auf Erden. Hier verlangen wir nichts als eine treue Darstellung, wie sie ein Apostel oder seine Schüler vollkommen im Stande waren, uns zu geben; wir brauchen keine wunderbare Inspiration dazu: im Gegentheil, sie würde uns die Glaubwürdigkeit des Referenten nur beeinträchtigen. In den nächsten Capiteln lesen wir von den Werken, die Jesus that, und die sehr bald als Wunderthaten vom Volke aufgefaßt wurden, während an einer anderen Stelle der Evangelist die Vergebung der Sünden höher stellt als alle Wunderthaten, als alles Heilen von Kranken, und selbst dieses als eine Macht erklärt, welche Gott dem Menschen gegeben hat (IX, 8). Jesus selbst macht seine heilende Kraft oft von dem Glauben der zu Heilenden abhängig, und von miraculösen Künsten ist bei ihm eigentlich nie die Rede (IX, 28). Dann folgen die Einsetzung und die Aussendung der Jünger und bald darauf die für dieses Evangelium so bedeutenden Worte (XI, 27): „Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater, und Niemand kennt den Sohn, denn nur der Vater; und Niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren.“ Hier haben wir in kurzen Worten den wahren Geist, die wahre Inspiration der Lehre, die Christus verkündigte, daß er nicht nur der Messias oder der Sohn David's war, sondern der wirkliche Sohn Gottes, der Logos, den Gott gewollt, indem er den Menschen

wollte, der höchste Gedanke Gottes, die höchste Offenbarung Gottes, die den blinden Menschen in Jesus zu Theil geworden. Wir können darüber nicht so richtig urtheilen wie die, welche Jesus in seiner leiblichen Existenz sahen und kannten, und alle Vollkommenheiten, namentlich in seinem Leben und Handeln, in ihm fanden, deren die menschliche Natur überhaupt fähig ist. Wir müssen uns hier auf das Zeugniß seiner Zeitgenossen verlassen, die keine Veranlassung hatten, in ihm, dem Sohn des Zimmermanns, das göttliche Ideal des Menschen auf Erden verwirklicht zu entdecken, wenn dieses Ideal nicht verwirklicht in ihm vor ihren Augen im Fleische gestanden hätte. Was ist das wahre Christenthum, wenn nicht der Glaube an die göttliche Sohnschaft des Menschen, wie sie die griechischen Philosophen wohl geahnt, aber nie verwirklicht auf Erden gesehen hatten? Hier ist der Punkt, wo die beiden großen Geistesströmungen der arischen und der semitischen Welt zusammenfließen, indem der von den Juden lang erwartete Messias als Logos, als wirklicher Sohn Gottes erkannt wurde und jedem Menschen durch ihn die Möglichkeit eröffnet oder offenbart ward, das zu werden, was er immer gewesen war, aber was er nie vorher erkannt hatte, der höchste Gedanke, das Wort, der Logos, der Sohn Gottes. Wissen heißt hier Sein. Ein Mensch kann ein Prinz, der Sohn eines Königs sein, wenn er es aber nicht

weiß, so ist er es nicht. Ebenso war der Mensch seit aller Ewigkeit der Sohn Gottes, aber bis er es wirklich wußte, war er es nicht. Die Referenten in den synoptischen Evangelien erkennen die göttliche Sohnschaft des Menschen nur selten ganz klar, da für sie das praktische Element im Christenthum vorwiegend war, aber schließlich muß alles Praktische auf Theorie oder Glauben begründet sein. Unsere Pflichten gegen Gott und den Menschen, unsere Liebe zu Gott und bei den Menschen sind nichts ohne die feste Unterlage, die allein der Glaube an Gott bildet, als den Denker und Lenker der Welt, den Vater des Sohnes, der durch ihn offenbart wurde, als Vater aller Söhne, aller Menschen. Solche Sätze sind besonders bedeutend bei den Synoptikern, weil es scheinen könnte, als hätten sie das tiefste Geheimniß der Offenbarung Christi gar nicht erkannt, sondern sich begnügt mit dem rein praktischen Theile seiner Lehre. Bald darauf, wenn Jesus wieder seine Heilkraft unter dem Volke bewährt und die Pharisäer ihn befeinden, da das Volk mehr und mehr geneigt war, in ihm den Sohn David's anzuerkennen, erklärt der Evangelist wieder (12, 17), daß dies Alles geschehen sei, damit die Worte des Propheten Jesaias erfüllet würden: Siehe, das ist mein Knecht, den ich erwählet habe, und mein Liebster, an dem meine Seele Wohlgefallen hat. Ich will meinen Geist auf ihn legen, und er soll den

Heiden das Gericht verkündigen." Dann folgen viele von den schönsten und tiefsten Parabeln, welche die Geheimnisse der Lehre Christi enthalten, und von denen einige, wie wir lesen, und durchaus nicht die dunkelsten, selbst den Jüngern unverständlich blieben. Sein Ruhm war damals schon so gestiegen, daß, als er in seinen eigenen Geburtsort zurückkam, die Leute es kaum glauben wollten, daß er derselbe sei als der Sohn des Zimmermanns, daß seine Mutter Maria heiße, seine Brüder Jakobus, Joses, Simon und Judas, die, wie seine Schwestern, noch alle am Leben waren. Doch konnte er unter den Seinigen wenige Thaten vollbringen. Es heißt dann weiter, daß, als Herodes den Johannes habe enthaupten lassen, Jesus sich wieder an einen einsamen Ort zurückzog, doch wohl um den Verfolgungen des Herodes aus dem Wege zu gehen. Dann folgen wieder die wirklich wichtigen Capitel, voll von Lehren und von Parabeln, die diese Lehren beleuchten und dem Volke näher bringen sollten. Hier erwarten wir natürlich keine Berufung auf die Propheten, im Gegentheil finden wir hier oft ein sehr kühnes Hinausgehen über das alte Gesetz oder eine höhere Auffassung der alten jüdischen Lehren. Sobald wir aber wieder zu Thatsachen kommen, wie die letzte Reise nach Jerusalem und die Gefangennahme Jesu durch den Verrath des Judas, sogleich kommen die Worte wieder, daß Alles dies geschah,

damit die Schrift erfüllet werde (26, 54). Ja Jesus selbst, als er den Jüngern gebietet, keinen Widerstand zu leisten, soll die Worte hinzugefügt haben: „Denn wie sollten sonst die Schriften der Propheten erfüllt werden, daß es so sein muß," was sich offenbar auf die berühmte Prophezeiung des Jesaia im 53. Capitel bezieht. Selbst die dreißig Silberlinge, welche Judas für seinen Verrath erhielt, werden als nothwendig erachtet, damit eine Prophezeiung des Jeremias ihre Erfüllung erhalte. Diese Prophezeiung scheint sich aber gar nicht bei Jeremias zu finden und muß demnach bei Zacharias (11, 12—13) gesucht werden. Eine solche Verwechselung konnte im Volke, welches den Text der Propheten nicht genau kannte, wohl stattfinden. Hier ist sie also ganz unverfänglich; wie wäre dies aber bei einem offenbarten Evangelium möglich? Wenn später bei der Kreuzigung der Rock Jesu getheilt wird, kommt gleich wieder eine Erinnerung, diesmal an einen Psalm (22, 19), in welchem der Dichter von sich selbst sagt, daß seine Gegner seine Gewänder unter sich theilten, vom Messias aber keine Rede ist. Eine solche Anwendung in Worten des Psalms auf Jesus ist bei der damaligen Stimmung des jüdischen Volkes ganz begreiflich. Wenn sie einmal sich überzeugt hatten, daß Jesus der Messias oder der Christ sei, so mußten ja alle Ereignisse im Leben und Sterben Jesu sie an die Vorhersagungen erinnern, die

seit Jahren im Umlauf waren und im Volke die Hoffnung auf seinen Erlöser lebendig erhielten. Sie gebrauchten solche Einzelheiten wahrscheinlich, um sich selbst und Andere mehr und mehr zu überzeugen, daß Jesus wirklich der Messias war. Dies ist Alles vollkommen natürlich und verständlich; nehmen wir es aber in dem Sinne, daß ein von Gott berufener und erleuchteter Schreiber dies geschrieben, was sollen wir dann sagen? Erstens liegt in einigen Fällen ein Irrthum klar vor, der bei einem unfehlbaren Zeugen unmöglich wäre. Zweitens sollen wir denn glauben, daß Dinge wie die Geburt Christi in Bethlehem oder sein Verrath durch Judas stattfanden, lediglich damit gewisse Prophezeiungen erfüllt würden? Dies würde doch das Leben Christi zu einem bloßen Phantasma machen und es seiner ganzen historischen Bedeutung berauben. Oder sollen wir gar annehmen, wie dies von Anderen geschehen, daß alle diese Thatsachen nur erfunden wurden, um dies Messiasthum von Jesu zu beweisen?

Allen diesen Schwierigkeiten entgehen wir, wenn wir in den Evangelien eine Niederschrift oder einen Niederschlag dessen erkennen, was sich während des ersten Jahrhunderts im Volksbewußtsein der Christen und, was speciell das Evangelium Matthäi betrifft, im Volksbewußtsein der vom Judenthum übergetretenen Christen entwickelt hatte. Bei dieser An-

schauung fällt Alles, was an absichtliche Täuschung streift, von selbst hinweg. Die Thatsachen bleiben dieselben, als vorher, wie sie sich das Volk erklärt und zurecht gelegt hatte. Nach Matthäus und nach den Berichterstattern, die ihm folgten, war das Christenthum so entstanden, wie es im Evangelium nach Matthäus beschrieben steht. Manche Thatsachen mögen im Geiste und im Munde des Volkes eine mehr volksthümliche oder legendenhafte Gestalt angenommen haben; das war gar nicht zu vermeiden. Wir wissen, wie weit dieser volksthümliche Einfluß, oder was ich den dialogischen Proceß nenne, die Ueberlieferungen anderer Völker inficirt hat, und es ist sehr nützlich, dies zu wissen, um den Evangelien Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Denn wie sollte dieser Einfluß nun gerade im ersten und zweiten Jahrhundert in Palästina gefehlt haben? Alles wird klar, wenn wir die historisch begründete nur durch viele Parallelen unterstützte Ansicht vom Ursprung der Evangelien im Munde des Volkes annehmen. Die Ueberlieferung war gerade so, wie wir sie unter den gegebenen Verhältnissen nicht anders erwarten konnten. Von absichtlicher Täuschung ist keine Rede mehr. Wir können gar nichts Anderes oder Besseres erwarten, als was wir haben, d. h. was sich das Volk oder die junge christliche Gemeinschaft von dem Leben des Stifters der neuen Religion erzählte, es sei denn eine Aufzeichnung von der Hand

des Stifters unſerer Religion ſelbſt; denn ſelbſt die Apoſtel werden uns ja doch nur als Menſchen geſchildert und ihre Auffaſſung als eine rein menſchliche und oft ſehr fehlbare dargeſtellt. Wenn wir von Offenbarung ſprechen, ſo kann dieſes ſich nur auf die wahre Offenbarung der ewigen Wahrheiten durch Jeſus ſelbſt beziehen, wie wir ſie in den Evangelien finden, und deren Wahrheit, ſelbſt wo ſie etwas durch die Ueberlieferung verſchleiert iſt, ihr den Charakter der Offenbarung verleiht. Denn ſie iſt Wahrheit, und nie ſollten wir vergeſſen, daß ſelbſt die beſtbezeugte Offenbarung, da ſie uns immer nur in menſchlicher Faſſung und durch menſchliche Vermittelung erreichen kann, nicht Wahrheit hervorbringt, wohl aber Wahrheit, tief gefühlte Wahrheit es iſt, welche Offenbarung hervorbringt. Wahrheit macht Offenbarung, nicht Offenbarung Wahrheit. Wir verlieren alſo gar nichts bei unſerer Anſicht, gewinnen aber unendlich viel und werden auf einmal von all den kleinen Schwierigkeiten erlöſt, welche eine ängſtliche Kritik bei einem Vergleich der Evangelien unter einander zu finden meinte. Die einzige Schwierigkeit, die zu bleiben ſcheint, iſt die, daß die ſynoptiſchen Evangelien ſich ſo oft begnügten, die jüdiſche Auffaſſung von Jeſus als Meſſias, als dem Sohne David's und Abraham's und ſchließlich als dem leiblichen Sohne Gottes in den Vordergrund treten zu

lassen, und von der Haupt- und Grundwahrheit der Lehre Christi nur andeutend sprechen. Die Apostel waren eben, das müssen wir nie vergessen, keine Philosophen, und die Logosidee in ihrer vollen Bedeutung und ihrer historischen Entwickelung verlangt zu einem richtigen Verständnisse eine starke philosophische Vorbildung.

Hier hilft uns eben das vierte Evangelium, welches wir entschieden der mehr griechisch gebildeten christlichen Gemeinde zuschreiben müssen. Daß griechische Ideen in Palästina eingedrungen waren, das sehen wir am besten in den Werken des Philo Judäus, des Zeitgenossen Jesus. Wir können nicht annehmen, daß er ganz vereinzelt dastand, und wie bei ihm, so muß auch bei anderen jüdischen Denkern damaliger Zeit die Logosidee als Lösung des Welträthsels Eingang gefunden haben. Eben aus diesem, von solchen Ideen durchdrungenen und befruchteten Boden erwuchs das vierte Evangelium. Machen wir es uns nun klar, daß Juden die, wie Philo, sich die Logosidee mit all ihren Consequenzen angeeignet hatten, in dem Logos ganz nothwendig den Sohn Gottes, den Erwählten Gottes (Lukas, 33, 35), das verwirklichte Ebenbild Gottes erkannten, und dann im wirklichen Jesus die Fleischwerdung oder Verwirklichung oder vielmehr Verweltlichung dieses Ebenbildes, so wird uns das vierte, dem Johannes zugeschriebene Evangelium viel klarer

werden. Hier liegt der Kern des wahren Christenthums, so weit es mit der Person Christi und mit dem Verhältniß Gottes zur Menschheit zu thun hat. Es heißt nicht mehr, Gott hat die Welt gemacht und geschaffen, sondern Gott hat die Welt gedacht und gesprochen. Alles was existirt, sind Gedanken oder, zusammengefaßt, der Gedanke (Logos) Gottes, und dieser Gedanke hat in einem Menschen, in Jesus, seinen vollkommensten Ausdruck, das wahrste Wort, gefunden. In diesem und in keinem anderen Sinne war Jesus der Sohn Gottes und das Wort, so glaubten die griechisch gebildeten Juden, so glaubte der Verfasser des vierten Evangeliums, so glaubten noch später der junge Athanasius und seine Zeitgenossen, und so müssen wir glauben, wenn wir wirklich Christen sein wollen. Es gibt keine andere wahrhaft christliche Erklärung der Welt, als daß sie von Gott gedacht und gesprochen ist, und daß der Mensch die Gedanken Gottes nachlebt und nachdenkt. Vergessen wir nur nicht, daß Alles, was wir von der Welt wissen und haben, auch nur wieder Gedanken sind, die wir unter dem Gesetz der Causalität zu objectiven Realitäten umformen. Es war diese Nachdenkung und diese nie wankende Nachfolge Gottes, die Jesus zu dem machte was er war, und was wir sein sollen, wenn wir nur wollen, d. h. Kinder Gottes. Dieses Licht oder diese Offenbarung, leuchtet auch in den sym-

optischen Evangelien hie und da durch, so oft es auch von den jüdisch-messianischen Ideen verdunkelt wird.

Im vierten Evangelium ist der Einfluß dieser Ideen und ihrer Benutzung von Jesus und seinen Schülern gar nicht zu verkennen. Und warum sollte denn Jesus die Logosideen der griechischen Welt nicht ebenso in sich aufgenommen und erfüllt haben, als die messianischen Ideen des jüdischen Volkes? Stehen denn die Juden, als Denker, so viel höher als die Griechen? Was sagt denn gleich der erste Vers, als was ein neuplatonischer Philosoph auch gesagt haben würde, daß „im Anfang das Wort war"? Dieses Wort ist eben der Logos, und dieses griechische Wort ist für sich allein ganz hinreichend, um den griechischen Ursprung der Idee anzuzeigen. Wort (Logos) aber bedeutete zugleich Gedanke. Dieses schöpferische Wort war mit Gott, ja Gott selbst war dieses Wort. Und alle Dinge wurden durch dieses Wort gemacht, d. h. in diesem Worte und in allen Worten hat Gott die Welt gedacht. Wer dies nicht verstehen kann oder will, wird nie in die tiefsten Tiefen der Lehre Christi eindringen, so gut er auch sonst als Christ sein mag, und das vierte Evangelium in seiner tiefsten Grundlage existirt eben für ihn nicht. Daß nun in diesen, aus Gott hervorleuchtenden Worten oder Dingen Leben war, wissen wir, und dieses Leben, es sei, was es wolle, war für die Menschen ein Licht,

das Licht der Welt, obgleich die Menschen lange blind und in Dunkelheit befangen waren und das Leben, das Licht, das Wort nicht verstanden.

Nun, auf die evangelische Geschichte selbst übergehend, sagt der Evangelist, daß Jesus das volle Licht brachte oder selbst war, während Johannes ihn nur vorher verkünden sollte. Dies ist nun allerdings ein großer Schritt, es ist die christliche Anerkennung des Wortes oder des Sohnes Gottes im geschichtlichen Jesus, dessen geschichtlicher Charakter durch den Charakter von Johannes den Täufer bestätigt wird. Das Volk glaubte an Johannes und Johannes glaubt an Jesus. Freilich darf man nicht annehmen, daß die philosophische Bedeutung des Wortes oder des Logos dem Volke jemals so klar und vollständig vorlag, wie die Neuplatoniker sie ausgearbeitet hatten. Das war damals unmöglich, ist es ja selbst jetzt bei der großen Masse der Christenheit noch immer. Auf der anderen Seite existirten auch die vielen Subtilitäten und Abenteuerlichkeiten, durch welche namentlich der spätere Neuplatonismus so abstoßend auf uns wirkt, für das Volksbewußtsein fast gar nicht, welches mit großer Anstrengung nur die Grundlinien des Logossystems in sich aufnehmen konnte. Religion ist eben nicht Philosophie, aber es hat noch nie eine Religion gegeben und kann keine geben, die nicht auf Philosophie gegründet ist, die nicht die philosophischen Errungen-

schaften des Volkes zur Voraussetzung gehabt hätte. Das höchste Ziel, dem alle Philosophie zustrebt, ist und bleibt ja immer der Gottesbegriff, und dieser Begriff war es, den das Christenthum in seiner höchsten, uns im vierten Evangelium am deutlichsten vorliegenden Form, im Platonischen Sinne gefaßt hatte. Für Johannes, wenn wir den Verfasser des vierten Evangeliums, der Kürze wegen, so nennen dürfen, war Gott nicht mehr der jüdische Jehova, der in sechs Tagen die Welt geschaffen, der Adam aus dem Staube und alles Lebendige aus dem Erdboden geformt hatte; für ihn hatte Gott eine höhere Bedeutung gewonnen, sein Wesen war ein geistiges Wesen, seine Schöpfung war eine geistige Schöpfung, und so wie für den Menschen das Wort Alles umfaßt, Alles darstellt, Alles verwirklicht, was für ihn existirt, so wurde Gott aufgefaßt, als im Anfang seiend und dann als sich aussprechend im Wort oder als eins mit dem Wort. Für Gott war das Wort, d. h. das Alles umfassende Wort, die Sprache, die Bethätigung oder Mittheilung seiner subjectiven göttlichen Gedanken, die in ihm waren und im Worte aus ihm heraus in die menschliche Wahrnehmung und somit in die objective Wirklichkeit traten. Diese zweite, von der ersten ungetrennte Wirklichkeit war der zweite Logos, ungetrennt, wie Ursache und Wirkung im Wesen ungetrennt sind. Wie nun der höchste aller Logoi der Mensch

war, so erkannte man im vollkommensten Menschen den Sohn Gottes, den zu Fleisch gewordenen Logos, den höchsten Gedanken und Willen Gottes. Hier ist nichts Wunderbares. Alles ist consequent durchgedacht, und in diesem Sinne konnte Jesus gar nichts Anderes sein, als eben das Wort oder der Sohn Gottes. Dies klingt Alles zu Anfang sehr fremd für uns, weil wir die volle Bedeutung der Sprache oder des Wortes vergessen haben, und nicht im Stande sind, die Schöpfung des Wortes und des Gedankens, wenn auch nur in Form eines Gleichnisses, auf das, was im Anfang war, zu übertragen. Ein Gleichniß ist es ja und bleibt es ja, wie Alles, was wir vor Gott sagen; aber es ist ein höheres, geistigeres Gleichniß als alle, die in den verschiedenen Religionen und in den verschiedenen Philosophien der Welt auf Gott angewendet worden sind und angewendet werden können. Gott hat die Welt gedacht und im Akt des Denkens aus- oder herausgesprochen, und diese Gedanken, die in ihm waren, und die von ihm im vernünftigen Nacheinander gedacht und gesprochen wurden, das sind die Logoi oder Species oder Arten, die wir nachdenkend in der objectiven Welt, als sich vernünftig aus einander entwickelnd, wieder erkennen. Hier haben wir den wahren „Origin of Species“, lange vor Darwin's Buch.

Dies ist Alles für den Philosophen vollkommen

verständlich. Der ganz natürliche Schritt, den Christus und seine Schüler, namentlich die im vierten Evangelium zu uns redenden, thaten, war nun der, daß sie in dem historischen Jesus, den Sohn des Zimmermanns von Nazareth, den höchsten Logos, „Mensch", in seiner vollen Verwirklichung zu erkennen glaubten. Dies kann nur nach überwältigenden Erfahrungen geschehen sein, denn es sollte doch wohl mehr bedeuten, als wir unter dem Ideal eines Menschen verstehen, obgleich ursprünglich beide Ausdrücke derselben Quelle entsprungen sind. Auch war es nicht sowohl für die rein geistige, als für die von den höchsten Ideen begeisterte und handelnde Persönlichkeit des Erlösers gemeint, wenn man ihn das Wort oder, in mehr menschlicher Weise, den Sohn Gottes nannte.

Bei allen diesen Dingen müssen wir stets an das immer wechselnde Medium denken, in welchem diese Ausdrücke sich bewegten. Wort und Sohn mochten beim Volke zusammenfließen oder aus einander gehalten werden, Sohn David's, Sohn Abraham's mochte zuweilen die Stelle von Sohn Gottes nehmen, und all die Ausdrücke mochten in dem Verkehr des Volkes nur das auszudrücken scheinen, was Andere den Messias oder Christ nannten. Jedenfalls waren das Alles die höchsten Ausdrücke, welche man auf den Menschen oder den Menschensohn übertragen konnte. Für das gewöhnliche, von heidnischen Ideen noch ganz

durchzogene Bewußtsein war es freilich eine Enormität, einen Menschen in den Olymp zu erheben, ihn zu einem Sohn Gottes umzustempeln. Aber was gab es denn für den Menschen höher als den Menschen? Zwitterwesen, wie Dämone, Heroen oder Engel hatte Niemand gesehen, auch reichten sie zu diesem Zwecke nicht aus. Ein Schritt, auch der kleinste Schritt, hinaus über das Menschliche konnte nur in das Göttliche führen oder das Göttliche im Menschen zum Bewußtsein bringen. Was dem jüdischen Bewußtsein als Gotteslästerung erschien, war eben die Wahrheit, die Christus verkündigen wollte, die Wahrheit, für welche er sein menschliches Wesen hingab. Gehen wir auf diese Gedanken ein, so werden wir nicht nur die zeitweisen Ausdrücke der Synoptiker, sondern namentlich das vierte Evangelium in all' seiner Tiefe wirklich verstehen lernen. Wie ohne diese Gedanken es möglich gewesen, dieses letzte Evangelium verständlich zu machen, ist fast unbegreiflich.

Was dachten denn die Leser von dem Worte, das im Anfang war, das mit Gott war, ja das Gott war, von dem Worte, wodurch Alles gemacht war? Und was dachte man sich denn, wenn Jesus das Wort genannt wurde, das in der Welt war, ohne daß die Welt ihn kannte, während die, welche ihn als das Wort erkannten und annahmen, dadurch, wie er, Söhne Gottes wurden? Wir müssen doch etwas bei

diesen Worten denken, und was können wir denn denken, wenn wir nicht das philosophische Wort Logos historisch auffassen? Man darf nur versuchen, den Anfang des vierten Evangeliums in eine nicht christliche Sprache zu übersetzen, und man wird sehen, daß, ohne ihre heidnische Voraussetzungen, die Worte absolut ohne Sinn und Verstand bleiben. Man findet Uebersetzungen, die einfach bedeuten: „Im Anfang war das Substantiv". Das mag uns unglaublich erscheinen; aber was denkt denn eine arme alte Bauersfrau Besseres, wenn sie das erste Capitel des vierten Evangeliums liest, und was sagt ihr der Dorfprediger Besseres, wenn sie eine Aufklärung verlangt?

Für uns ist und bleibt die Hauptschwierigkeit der 14. Vers, daß „das Wort Fleisch wurde und unter uns weilte". Aber was für Grund haben wir, unsere Bedenken der unbedenklichen Annahme der Zeitgenossen und später sogar der alexandrinischen Philosophen entgegen zu stellen? Sie mußten dieselben Schwierigkeiten fühlen, die wir haben, aber sie überwanden sie im Hinblick auf das, was sie in Jesus gesehen oder von ihm selbst nur gehört hatten. Sie konnten ihn in seiner Hoheit und Heiligkeit nicht begreifen, außer als den Logos, das Wort, als den Sohn Gottes. Wenn wir ihnen folgen, gehen wir sicher; wenn nicht, so können wir gewiß Manches zu unserer Entschuldigung sagen, aber wir stellen uns in den stärksten

Widerspruch mit der Geschichte. Wir mögen sagen, daß die Menschen von keiner göttlichen Idee, von keinem göttlichen Worte, von keinem göttlichen Gedanken, von keiner Art auf Erden je eine Verwirklichung gesehen haben, ja daß der Mensch nie ein Recht haben kann, ein solches vergöttlichendes Urtheil aus eigener Machtvollkommenheit über irgend Etwas, was ihm in der wirklichen Erfahrung vorliegt, zu fällen. Man vergißt nur dabei so leicht, daß, wenn Gott einmal der Menschheit nahe gebracht worden ist und nicht mehr als rein jenseitig betrachtet wird, auch die Menschheit zugleich dem Göttlichen näher gebracht und gedacht werden muß. Wir mögen dies anerkennen, und doch dabei bleiben, daß Andere, wie die Apostel und später die Philosophen von Alexandria, dieselbe Schwierigkeit, vielleicht noch stärker als wir, die wir nie Augenzeugen, noch Platonische Philosophen waren, gefühlt haben müssen, und dennoch dabei blieben, daß Jesus durch sein Leben, Handeln und Sterben bewiesen habe, daß die menschliche Natur nicht höher steigen kann als in ihm, und daß er Alles gewesen sei und Alles erfüllt habe, was Gott in den Logos „Mensch" hinein gelegt. Selbst Jesus erklärt, als Petrus ihn zuerst den Sohn Gottes nannte, daß Fleisch und Blut ihm dies nicht offenbart hätten, sondern sein Vater, der im Himmel ist. (Matth. XVI, 17). Und dies war die volle Wahrheit, und gilt auch für uns.

Man gehe das ganze vierte Evangelium durch, und man wird finden, daß es unverständlich bleibt, außer von dem Standpunkte aus, den wir dem Verfasser zugeschrieben. Wenn es heißt (I, 18): „Niemand hat Gott je gesehen, der eingeborene Sohn, der in des Vaters Schoß ist, der hat es uns verkündigt", sollen wir denn da bloß an den Sohn des Zimmermanns, den leiblichen Jesus denken, und nicht vielmehr an das Wort, das in ihm war, und das dem Vater so nahe war, wie Er sich selbst, das im Schoße des Vaters war und uns den Vater, der im Anfang war, verkündigt hat? Hat Jesus nicht selbst erklärt (III, 13), daß Niemand zum Himmel empor gestiegen sei, außer dem, welcher vom Himmel, d. h. von Gott, herab gestiegen, und daß Niemand den Vater gesehen hat, außer dem, welcher von Gott ist, d. h. der Sohn (VI, 46)? Dies sind natürlich bildliche Ausdrücke, aber was sie bedeuten sollen, kann nicht zweifelhaft sein. Als Nathanael Jesus (I, 49) Rabbi, König von Israel und Sohn Gottes nannte, da mögen seine Ideen noch sehr unreif gewesen sein, aber mit der Zeit bricht die wahre Bedeutung des Sohnes Gottes mehr und mehr durch.

Merkwürdig ist der Ausdruck von Jesus als er zu Nikodemus sagt: „Ihr müßt wieder geboren werden." Merkwürdig ist er, weil auch die Brahmanen sich seit frühester Zeit desselben Ausdrucks be-

dienten und sich Wiedergeborene, Zweimal geboren (**Dviga**) nannten und beide wohl dasselbe unter der zweiten Geburt verstanden, nämlich die Erkenntniß des wahren Wesens des Menschen, bei den Brahmanen als eins mit Brahman, d. h. dem Worte, bei den Christen als eins mit dem Worte oder dem Sohne Gottes. Und warum gibt denn dieser Glaube an den Sohn ewiges Leben (II, 16)? Weil Jesus uns mit seiner eigenen auch unsere Sohnschaft in Gott verkündet hat. Diese Erkenntniß gibt uns ewiges Leben durch die Ueberzeugung, daß auch wir Göttliches und Unsterbliches in uns haben, nämlich das Wort Gottes, den Sohn, den er gesendet hat (V, 38). Jesus selbst aber ist der eingeborene Sohn, das Licht der Welt; er hat zuerst den göttlichen Gedanken, der in jedem Menschen dunkel liegt, erleuchtet und erfüllt (siehe Joh. VIII, 12; XII 35, 46.) und allen Menschen die Möglichkeit gegeben, das wirklich zu werden, was sie in der Möglichkeit stets gewesen sind, Söhne Gottes.

Lesen wir weiter im vierten Evangelium, so finden wir natürlich viele Dinge, die mit dieser, wie ich glaube, der höchsten Wahrheit des Christenthums, nur indirekt verbunden sind. Dem Weibe von Samaria verkündet Jesus nur, daß Gott ein Geist sei, und daß er im Geiste zu verehren sei, gebunden weder an Jerusalem noch an Samaria. Sie weiß nur, daß der

Messias kommen wird, für die Idee eines Sohnes Gottes war sie kaum reif, sondern würde dies, wie die Pharisäer (V, 18), einfach als Gotteslästerung betrachtet haben (siehe Joh. X, 33). Aber immer wieder bricht der Grundton der neuen Lehre durch. Wenn Jesus von seinen Werken spricht, so nennt er sie die Werke des Vaters (V, 19), ja selbst das Auferwecken vom Tode wird von ihm so deutlich, als es nur sein kann, als ein Erwecktwerden durch das Wort erklärt: „Wer mein Wort hört und an ihn glaubt der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben" (V, 24), das heißt doch, der ist unsterblich. Wer aber das Wort und sein göttliches Wesen, wie es Jesus gelehrt, nicht erkannt hat, der hat noch nicht das ewige Leben, für welches er bestimmt ist, das aber erst durch Einsicht oder Glauben an Jesus errungen werden muß. Kann etwas klarer sein als die Worte (Joh. XVII, 3): „Das ist das ewige Leben, daß sie Dich erkennen als den allein wahren Gott und Jesus Christus, den Du gesandt hast." Viele von diesen Ausdrücken wurden natürlich von der Masse des Volkes nicht verstanden oder sogar mißverstanden. Die Worte wurden wiederholt, und wenn es nothwendig wurde, also namentlich bei Fragen von Kindern, so mußten sie irgendwie erklärt, oft durch eine Parabel oder durch eine Erzählung, die im Augenblick von der Mutter erfunden wurde, um die Fragen der Kinder zu beschwichtigen.

Dies alles ist unvermeidlich, es ist überall geschehen, ja es geschieht noch jetzt. Wenn man lernen will, wie die Tradition oder der Volksmund mit historischen Thatsachen umgeht, so vergleiche man doch den Günther oder den Etzel der Nibelungen mit dem Gundicarius oder den Attila der Geschichte, oder den vom Papst gekrönten Karl den Großen mit dem Charlemagne, der Jerusalem belagerte, oder Hruodlandus mit Roland, oder Arturus mit Arthur. Oder, um auf neuere Zeiten überzugehen, so erinnere man sich nur an die wunderbaren Erzählungen der französischen Journale während des letzten deutsch-französischen Krieges, und man wird erstaunt sein, wie sich das Volk, ohne irgend welche Absicht, Alles zurecht legt, wovon ihm Kunde zukommt. Warum sollte es denn vor 1900 Jahren, als man noch keine Zeitungen hatte, anders gewesen sein, als jetzt?

Was man den Kindern erzählt hatte, und was die Kinder einmal geglaubt hatten, blieb in ihrer Erinnerung, auch nachdem sie selbst älter oder Eltern geworden waren. Es war bequem und natürlich, Alles den Kindern so wieder zu erzählen, wie man es selbst in der Kindheit gehört hatte, und wie ein rollender Stein nahm die Ueberlieferung bei jeder Wiederholung immer neue wunderbare Elemente an. Es findet sich kaum ein Wunder im Neuen Testament, das sich nicht von diesem Standpunkt aus von selbst

erklärte, und was nicht in seiner ursprünglichen Gestalt uns eine weit höhere Wahrheit offenbarte, als das bloße Mirakel. Und wenn dann die Zeit des Niederschreibens kam, war es dann nicht ganz menschlich, daß man Alles, dessen man habhaft werden konnte, zusammenraffte, je nachdem es in dem einen oder dem anderen Hause, in einem oder dem anderen Dorfe erzählt und geglaubt worden war? Auch daß man sich dabei auf einen Gewährsmann berief, womöglich auf einen Zeitgenossen oder Augenzeugen, war durchaus nicht zu verwundern, besonders, wenn die Ueberlieferung noch lebendig war, daß man dieses oder jenes von einem der Apostel gehört hatte und auf ihn von Sohn zu Vater zurückführen konnte. Warum will man diese einfache, natürliche, durch die ganzen Verhältnisse gebotene Auffassung, die uns auf einmal aller Schwierigkeiten entheben wird, bei Seite lassen, ja entrüstet ablehnen, um eine andere Auffassung vorzuziehen, die allerdings den Vorzug hat, seit Jahrhunderten die allgemein angenommene gewesen zu sein, aber nichtsdestoweniger ursprünglich nichts mehr war, als eine menschliche Berufung auf eine übermenschliche Beglaubigung? Man vergesse nur nicht, daß wenn wirklich eine Stimme vom Himmel ertönt, es immer beim Menschen steht, sie zu verstehen und aus eigener Machtvollkommenheit zu erklären, daß es eine Stimme Gottes oder eines Engels war. Bei

der Hälfte der Christenheit ist die Lehre von der wörtlichen Inspiration der vier Evangelien durchaus kein Glaubensartikel geworden, er ist es erst bei den Protestanten geworden, um etwas Unumstößliches an Stelle der Concilien und des Papstes zu haben. Damit sind aber die Protestanten aus der Scylla in die Charybdis gefallen und in unauflösliche Schwierigkeiten gerathen, weil sie den Evangelien den historischen Boden, auf dem sie entsprungen sind, entzogen haben. Wir kommen aber nicht aus der Charybdis, indem wir wieder in die Scylla steuern, sondern indem wir über die Charybdis hinaus, ja über die Evangelien hinaus zu kommen suchen. In unserer menschlichen Kurzsichtigkeit mögen wir ja glauben, daß es für uns besser gewesen wäre, wenn Jesus oder die Apostel selbst uns etwas Schriftliches hinterlassen hätten. Da es nun aber einmal nicht so war, warum sollten wir nicht zufrieden sein mit dem, was wir haben? Die Trümmer des wahren Christenthums sind noch da, warum sollten wir nicht mit ihnen den alten Tempel wieder herzustellen suchen?

Warum sollten wir die Ueberlieferung, wie sie im Munde des Volkes entstand, wegwerfend behandeln? Würden wir dann schlechtere Christen sein, wenn es uns ganz klar und deutlich bewiesen würde, daß wir nur Volksüberlieferungen besitzen und aus ihnen uns selbst ein Bild von dem Wirken und Lehren Christi zu bilden

haben? Ist es nicht gut für uns, daß wir diese Freiheit haben, in manchen Punkten für uns selbst zu entscheiden, was Jesus gewesen sei und was er gelehrt habe?

Und in einer Welt, wo sich Alles entwickelt, Alles wächst und sich verändert, warum sollte die Religion allein eine Ausnahme bilden? Räumen wir nicht alle ganz offen ein, daß gewisse Vorschriften, die in den Evangelien Jesu zugeschrieben werden, für unsere Zeit und unsere Zustände gar nicht mehr passend sind? Gibt irgend ein Christ den anderen Backen hin, wenn ihm Jemand einen Streich auf den rechten Backen gegeben hat? Geben wir den Mantel hin, wenn man uns den Rock genommen hat? Haben wir Alles, was wir besitzen, gemeinsam, wie die ersten Christen es hatten? Verkaufen wir Alles, was wir haben und geben es den Armen? (Matth. XIX, 21.)

Es ist ganz wahr, daß bei dieser Auffassung eine gewisse persönliche Freiheit in der Interpretation der Evangelien nicht zu vermeiden ist, aber tritt nicht bei dieser Freiheit zugleich ein sehr wichtiges Gefühl der persönlichen Verantwortlichkeit hervor, was ja für jede religiöse Ueberzeugung von der größten Wichtigkeit ist? Es soll gar nicht geleugnet werden, daß diese offene und ehrliche Anerkennung des nicht weg zu leugnenden Einflusses des Volksmunds und der Volksüberlieferung weite Folgen hat und uns so Manches entziehen wird, woran wir gewöhnt sind und was uns

lieb, theuer, ja heilig geworden. Aber es bleibt uns der Vortheil, daß wir uns in unserem Glauben als offene und ehrliche Menschen fühlen, wozu noch kommt, daß wir bei menschlichen Hypothesen nie gezwungen werden, unsere Zustimmung blindlings zu geben, sondern unserem eigenen Ermessen folgen können. Wir können die Ansicht, daß in der Entwickelung der evangelischen Geschichte Vieles dem Volksmunde zugeschrieben werden muß, annehmen oder ablehnen, und ich kann mir wohl denken, daß Viele, welche den metamorphischen Proceß, welche Schultradition und Familientradition auf die Gestaltung historischer Nachrichten ausüben, entweder vom Sagenstudium oder aus eigener Erfahrung nicht kennen, es ganz unglaublich finden werden, daß ein solcher Carbonisirungsproceß auch bei der von den Epigonen erzählten evangelischen Ueberlieferung statt gefunden haben könnte. Sie müssen sich dann mit der Alternative begnügen, daß die Gesetze der Natur, welche sie selbst der Gottheit zuschreiben, von ihrem eigenen Urheber abrogirt werden mußten, um der Wahrheit der Lehre Christi durch sogenannte Wunderwerke beim Volke eine gewisse Wahrscheinlichkeit zu verleihen.

Nehmen wir ein Beispiel, um zu sehen, was wir auf der einen und auf der anderen Seite gewinnen und verlieren. Was es ursprünglich bedeutete, daß Jesus die Blinden sehend machte, das hat er uns selbst gesagt (Joh. IX, 39). „Ich bin zum Gerichte

auf diese Welt gekommen, auf daß, die da nicht sehen, sehend werden, und die da sehen, blind werden." Es handelt sich hier um geistige, nicht um leibliche Blindheit, und was ist schwerer zu heilen, die geistige oder die leibliche? Wenn es nun aber erzählt wurde, wie oft Jesus diese geistige Blindheit geheilt habe, wie oft er die Augen den Blinden und Ungläubigen geöffnet habe, wie war es da zu vermeiden, daß das Volk, namentlich die Kinder, es nicht mißverstanden und solche Heilungen als Heilungen von körperlich Blinden aufgefaßt und wiederholt hätten? Allerdings führt uns eine solche Auffassung sehr weit. Wir müssen uns dann z. B. solche Aussprüche, wie den den Pharisäern in den Mund gelegten (Joh. X, 21): „Kann ein Teufel die Augen eines Blinden öffnen", schon für eine weitere Ausführung der einmal eingeführten volksthümlichen Auffassung erklären. Dabei darf auch nicht geleugnet werden zu Gunsten der Annahme einer Heilung von leiblich Blinden, daß eine so ausnahmsweise Persönlichkeit, wie Jesus offenbar war, auch eine ausnahmsweise Heilkraft besessen haben mag. Es kommt dann nur auf die Art der Blindheit an, ob sie heilbar oder unheilbar war, und die Lösung dieser Frage können wir getrost dem Arzte überlassen. Ich sage nur, daß, wenn der Arzt eine solche Möglichkeit leugnen sollte, ein wahrer Christ dadurch nichts verlieren würde, da doch unter allen Umständen eine

geistige Heilkraft Christi für uns Alle höher stehen würde als eine bloß leibliche.

Man mag dies seichten Rationalismus nennen, aber an und für sich ist doch selbst die menschliche Ratio oder Vernunft nicht ganz zu verwerfen. Daß ein Mensch von hoher, sittlicher Kraft auch jetzt noch Teufel und böse Gedanken austreiben kann, das wissen viele Menschen aus eigener Erfahrung. Warum also nicht glauben, daß Jesus durch seine Erscheinung und durch seine Worte einen solchen Eindruck auf die Besessenen ausübte, z. B. auf den einen oder die zwei Männer, welche bei den Gadereneren oder Gergeseneren die Schweine hüteten, daß sie zu sich selbst kamen und ein neues Leben anfingen? Daß bei einer solchen Bekehrung die Schweinehirten ihre Schweine vergaßen und diese sich in die See stürzten, ist auch leicht begreiflich, und wenn diese zwei Thatsachen zu Ohren des Volkes kamen, was war natürlicher als die Erzählung, wie wir sie bei Matthäus (VIII, 28), Marcus (V, 1) und Lucas (VIII, 26), aber nicht bei Johannes finden? Auf die Abweichungen zwischen diesen drei Erzählungen brauchen wir hier nicht einzugehen, so auffallend sie auch in einem göttlich inspirirten Buche sein würden. Natürlich wird man wieder sagen, dieses sei eine seichte, rationalistische Erklärung, als ob das Wort rationalistisch irgend etwas Verdammendes in sich hätte. Allerdings kann Niemand jetzt beweisen,

daß Jesus die bösen Geister aus den zwei Besessenen nicht in die zweitausend Schweine hinein zauberte; ich gestehe aber, daß mir die seichte rationalistische Erklärung bei weitem würdiger erscheint, um den Einfluß, den Jesus auch auf die verworfensten Menschen ausüben konnte, in ein helles Licht zu stellen.

Um noch ein Beispiel zu geben. Wie oft sagt Jesus, daß er das Brot sei, das den Menschen wirklich sättigt, und das Wasser, das allen Durst stillet (VI, 48 ff.). „Ich bin das Brot des Lebens. — Dies ist das Brot, das vom Himmel kommt, auf daß, wer davon isset, nicht sterbe. — Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken." Wird irgend Jemand, selbst das Weib von Samaria, diese Worte wörtlich nehmen? Hilft uns nicht Jesus selbst zum richtigen Verständniß derselben, wenn er sagt (VI, 35): „Ich bin das Brot; und der zu mir kommt, soll nie hungern, wer da an mich glaubt, soll nie dürsten." Und wiederum (VII, 37): „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke." Und um seine Worte gegen jedes Mißverständniß zu schützen, sagt er ja selbst (VI, 63): „Der Geist ist es, der da lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze. Die Worte, die ich rede, die sind Geist und sind Leben." Und trotz alle dem wollen wir den tiefen Sinn seiner Worte nicht verstehen, wollen blind und taub bleiben und wie die

Pharisäer die Erzählung vorziehen, wie Jesus durch Zaubermittel Tausende mit fünf oder sieben Broten und zwei Fischen speiste (VI, 9), so daß schließlich zwölf Körbe von Brot übrig blieben, nachdem alle gesättigt waren? Wir können ganz gut begreifen, wie im Munde des Volkes die großen Wunder Jesu, die wirklichen **mira**, die er durch sein Leben und seine Lehre wirkte, zu kleinen **miracula** wurden. Aber wenn wir diese kleinen **miracula** aufgeben, bleibt uns dann nicht viel Besseres übrig, nämlich die Thatsache, daß Jesus, der sich so oft das Brot und den Wein nannte, der noch beim letzten Abendmahle, als er mit seinen Jüngern das Brot brach, sie aufforderte, das Brot zu essen, welches sein Leib war, und den Wein zu trinken, welcher sein Blut war, daß dieser Lehrer mit seiner Lehre Tausende sättigen, befriedigen und bekehren konnte, die zu ihm kamen und an ihn glaubten! Es ist ja wahr, daß die Erzählung von der Speisung der Tausende mit fünf Broten für Kinder und Frauen verständlicher ist und mehr Eindruck macht, als die metaphorischen Worte Christi; aber nichts ist leichter verständlich, als der Uebergang einer Erzählung von der Bekehrung oder geistigen Sättigung von Tausenden, in eine Parabel von der Speisung von Tausenden mit fünf Broten. Aber haben die wahrhaft frommen und gewissenhaft denkenden Männer nicht auch ihre Rechte in der Gemeinde? Müssen sie sich wirklich von der Kirche zurück

halten, weil sie eine zu tiefe Verehrung für die wahre Lehre Christi haben? Großartig schön, wie die Peterskirche in Rom, die Marcuskirche in Venedig oder der Dom zu Mailand sind, es ist ja herzbrechend, den sogenannten Gottesdienst in diesen Räumen mit anzusehen. Man täusche sich doch nicht durch Worte, wie daß das Himmelreich den Kindern gehört, oder daß ein kindlicher Glaube der beste sei. Das ist ganz wahr, hat aber mit unserer Frage absolut nichts zu thun. Natürlich werden mit jeder Generation Millionen von Kindern geboren, und auch für diese muß Milch geschafft werden; aber diese Milch ist nicht für Männer, und diese sollten sich nicht in Furcht jagen lassen durch bloße Worte wie seichte Aufklärung, Rationalismus, Unglaube u. s. w. Das Schlimme ist, daß wir unsere ministri zu unseren Herren haben werden lassen, anstatt unsere Diener zu sein, und daß die Schwachen unter ihnen die Starken an Zahl weit übertreffen. In der Geschichte siegt aber stets die Minorität. Die Volkssage hat das Evangelium Christi allerdings zuweilen sehr verdunkelt, aber doch nicht so sehr, daß die, welche mit dem Wesen und Treiben der Volkssage vertraut sind, nicht die Goldkörner unter dem Sande, nicht die Sonnenstrahlen der Wahrheit hinter den Wolken der Volkssage entdecken könnten. Jedenfalls läßt sich die Volkssage nicht wegdecretiren. Eine Kenntniß der Volkssage und ihres Einflusses

auf geſchichtliche Ereigniſſe bei anderen Völkern und namentlich eine Vertrautheit mit der Ausdrucksweiſe orientaliſcher Sprachen ſind vom größten Nutzen bei allen dieſen Unterſuchungen. Man verwechſele nur Volksſage und Metapher nicht mit Mythologie. Wenn Jeſus ſagt, daß er das Waſſer ſei, und daß, wer dieſes Waſſer trinke, nie wieder dürſtet, ſo ſieht Jedermann leicht ein, daß er metaphoriſch ſpricht. Und ebenſo, wenn er ſagte, daß er der Weinſtock oder gute Schäfer ſei. Aber hier fängt ſehr bald der Uebergang von der Parabel zur Wirklichkeit an. Wenn man die vielen Bilder vom guten Schäfer ſieht, ſo muß man ſich nicht wundern, daß das Volk glaubt, daß Jeſus wirklich ein Schäfer war und ein Lamm auf ſeinen Schultern davon trug. Und was jetzt geſchieht, war natürlich in früherer und früheſter Zeit ebenſo möglich. Wenn das gewöhnliche Volk tagtäglich in alten Moſaikbildern ſah, wie ein Schwert aus dem Munde Gottes kommt, ſo bildete ſich bei ihm eine Vorſtellung von Gott, die dieſen Bildern entſpricht (Offenb. Joh. I, 20). Und ſo meinen denn viele Leſer des Evangeliums, daß Jeſus wirklich vom Teufel hoch empor in die Luft gehoben und auf die Spitze des Tempels oder eines hohen Berges geſtellt worden ſei, damit er ihm alle Königreiche der Erde zeigen und ihn in Verſuchung führen konnte, ein irdiſches Reich zu gründen. Iſt es eine ehrfurchtsvolle Vorſtellung, Chriſtus vom

Teufel durch die Luft tragen zu sehen, anstatt einfach zu lernen, daß selbst Christus, wie wir lesen, inneren Versuchungen nicht fremd war, und daß er sie offen seinen Jüngern mittheilte? Viele Parabeln werden ja in den Evangelien so dargestellt, als ob sie wirklich zu damaliger Zeit stattgefunden hätten. So bei den Parabeln über das Himmelreich heißt es immer, es sei wie ein Samenkorn, welches ein Mensch säete, und während er schlief, kam ein Feind und säete Unkraut. Oder das Himmelreich sei wie der Sauerteig, welchen eine Frau nahm und in drei Maß Mehl mischte, oder wie ein Schatz, den ein Mann entdeckte, oder wie ein Kaufmann, der eine Perle von großem Preis fand u. s. w. Hört man diese Gleichnisse oder sieht man sie namentlich bildlich dargestellt, so entwickelt sich fast unbewußt, besonders bei der Jugend, ein Glaube an ihre Wirklichkeit, ja an ihr Geschehen zur Zeit Christi. Bei manchen ist dieser Glaube sehr weit verbreitet, wie z. B. bei der Erzählung vom barmherzigen Samaritaner. Nun ist es ja auch ganz möglich, daß ein Vorgang, wie ihn Jesus erzählt, zu seiner Zeit oder kurz vorher stattgefunden habe, aber es kann ebenso gut nur ein zu einem bestimmten Zweck erfundenes Gleichniß sein. Und warum sollte dasselbe nicht von anderen Dingen gelten, welche die Evangelien Jesu selbst zuschreiben.

Ist es nothwendig zu glauben, daß Jesus mit

eigenen Augen die Phariſäer ſah, die ihr Geld in den Schatz warfen (Lucas XXI, 1), und auch die arme Wittwe, die zwei Scherflein hinein warf, oder iſt es möglich, auch dieſes als eine Parabel zu nehmen, ohne darauf zu beſtehen, daß Jeſus ſich wirklich gegen den Gotteskaſten ſetzte und die gegebenen Almoſen genau zählte und wußte, daß die arme Wittwe zwei Scherflein hinein warf und wirklich nichts weiter beſaß? Von vielen Dingen, wie von dem Geſpräch zwiſchen Jeſus und Nikodemus oder zwiſchen Jeſus und der Frau von Samaria konnte ja Niemand Kunde haben, außer die Betreffenden, wir müßten alſo annehmen, daß Jeſus dieſe Geſpräche den Jüngern mitgetheilt habe, und daß dieſe uns die ipsissima verba wieder gegeben. So verwickeln wir uns immer in neue, von uns ſelbſt gemachte Schwierigkeiten, die wir allerdings unberückſichtigt laſſen können, die aber gar nicht exiſtiren würden, wenn wir die von den Verhältniſſen ſelbſt gebotene Entſtehung der Evangelien berückſichtigen wollten. Ich habe dieſe Anſicht von dem volksthümlichen Urſprung der evangeliſchen Berichte ſchon früher in meinen Gifford-Vorleſungen auseinander geſetzt und zwar vor einem ſehr ſtrenggläubigen Publicum; und obgleich eine kleine Anzahl von Theologen ſehr entrüſtet über mich war — es war ja ihre Pflicht —, ſo ſtand doch die Majorität, ſelbſt von den Geiſtlichen, entſchieden auf meiner Seite. Die Dinge

selbst und was sie lehren sollen, bleiben ja in ihrem Werthe unvermindert; nur erkennen wir ein vom historischen Standpunkt ganz natürliches Factum an, daß nämlich die Berichte vom Leben und Lehren Jesu uns nicht direct von Jesu selbst, noch von den Aposteln zugekommen sind, sondern von Männern, welche die Kunde, wie sie selbst sagen, überliefert erhielten, und deren Berichte daher nicht etwa erdichtet oder für einen gewissen Zweck zugerichtet worden sind, wohl aber die Spuren des Einflusses zeigen, der bei mündlicher Ueberlieferung und namentlich zur Zeit einer großen geistigen Erregung unvermeidlich war. Dies ist ein Problem, welches an und für sich mit der Religion gar nichts zu thun hat. Wir haben die Evangelien so, wie sie sind. Es steht allein dem Historiker zu, ein Urtheil über die Herkunft, die Ueberlieferung und die Authenticität dieser Texte abzugeben, ebenso wie die Reconstruirung des Textes allein den Philologen obliegt. Dazu braucht er nicht einmal ein Christ zu sein, sondern nur ein Historiker oder Philologe. Was nun auch das Urtheil der Geschichtsforscher sein möge, so müssen wir lernen uns zu begnügen mit dem, was sie uns lassen. Auch hier ist die Hälfte oft besser als das Ganze. Es bleibt uns noch ganz genug übrig, selbst wenn der kritische Historiker uns versichert, daß die Evangelien, wie wir sie besitzen, weder von Christus noch von den Aposteln niedergeschrieben waren, sondern

die Ueberlieferung der älteſten chriſtlichen Gemeinden enthalten, und daß die Handſchriften, in denen ſie auf uns gekommen ſind, erſt dem fünften oder höchſtens dem vierten Jahrhundert entſtammen. Mit dieſen Materialen können wir dann ſchalten, wie mit jeden anderen hiſtoriſchen Materialien aus jener Zeit, und wir thun dies, nicht ſowohl als Chriſten, ſondern als unabhängige Hiſtoriker.

Die Anſicht, daß die vier Evangelien auf wunderbare Weiſe den Verfaſſern offenbart und auf wunderbare Weiſe niedergeſchrieben, auf wunderbare Weiſe copirt und ſchließlich gedruckt worden ſind, iſt eine Anſicht, die allerdings ihre Beachtung verdient, die aber den Inhalt der Evangelien unberührt läßt. Am klarſten tritt der Unterſchied zwiſchen der hiſtoriſchen und der hergebrachten Auffaſſung der Evangelien bei der Lehre vom ewigen Leben hervor. Was Jeſus unter dem ewigen Leben verſteht, daß er den Menſchen gebracht, iſt ja ſonnenklar. Er ſagt es wieder und wieder. Das ewige Leben liegt im Wiſſen, daß die Menſchen ihren Vater und ihr wahres Sein in dem allein wahren Gott haben, und daß ſie als Söhne desſelben Vaters gleicher Natur mit Gott und Chriſtus ſind (Joh. XVII, 3).

Das iſt die Grundwahrheit des Chriſtenthums, und ſie gilt nicht nur für die Zeitgenoſſen von Jeſu, ſondern gilt für alle Zeiten. Wer in dieſer Anſicht

eine Ueberhebung menſchlicher Natur ſieht, ſollte ſich doch nur fragen, was der Menſch ſein könne, wenn er nicht Theil hätte an der göttlichen Natur. Dies ſchließt den Unterſchied zwiſchen menſchlicher und göttlicher Natur ſo wenig aus, als den Unterſchied zwiſchen dem leiblichen Vater und dem leiblichen Sohn. Wir ſprechen auch hier in Bildern, denn wie könnten wir anders von überſinnlichen Dingen ſprechen? Wenn es nun aber unter dem Volk wiederholt erzählt wurde, wie Jeſus dieſen oder jenen zum Leben, zum ewigen Leben erweckt habe, ſo entwickelt ſich bei Kindern und Frauen gar bald das Mißverſtändniß, als ob ſich dieſe Erweckung bloß auf die Erweckung aus dem leiblichen Tode beziehe. Ja, dieſe Erweckung galt bei ihnen, wie ſie jetzt noch bei Vielen gilt, als ein deutlicherer Beweis von der göttlichen Natur und Macht Jeſu, als die Erweckung aus dem geiſtigen Tod, der Alle bezwungen hält, die ihre eigene göttliche Sohnſchaft nicht erkannt, und die frohe Botſchaft, welche Jeſu der ganzen Menſchheit gebracht, nicht verſtanden haben. Solche Mißverſtändniſſe finden wir überall, als wenn z. B. ſelbſt ein Mann, wie Nikodemus, die neue Geburt, von der Jeſus ſpricht, nicht begreift, ſondern fragt, ob denn ein Menſch zum zweiten Mal in den Schoß ſeiner Mutter eingehen könne. Wenn dies bei einem Schriftgelehrten geſchah, wie viel mehr beim ungebildeten Volke. Ebenſo miß-

verstehen die Juden die Worte Jesus, daß die Wahrheit sie frei machen wird, und erwidern ihm, daß sie der Same Abraham's und freie Männer sind, so daß ihnen Jesus nochmals sagen muß, daß wer sündigt, nicht frei ist, sondern ein Sclave der Sünde wird (Joh. VIII, 33). Solche Mißverständnisse begegnen uns überall, und ihr Einfluß erstreckt sich viel weiter, als wir zuerst glauben. Natürlich legt die Ueberlieferung nun auch Jesus Worte in den Mund, die nur erst aus der Auffassung des Volkes entsprungen sein können und die Tiefe seiner eigenen Worte fast ganz verhüllen. Während die Offenbarung der wahren göttlichen Sohnschaft des Menschen, dem, der sie begreift oder an sie glaubt, unmittelbar das ewige Leben gibt, seine Blindheit heilt und ihn vom geistigen Tode erweckt, wird Jesus eingeführt, als ob er erst am letzten Tag die Todten auferwecken würde (Joh. VI, 40). Dies ist auch das Mißverständniß der Martha, wenn sie auf die Worte von Jesus: „Dein Bruder soll auferstehen," erwidert: „Ich weiß, daß er am letzten Tage auferstehen wird" (Joh. XI, 24). Selbst einige der Werke, die Jesu zugeschrieben werden, stammen offenbar aus derselben Quelle. Eine geistige Auferweckung genügt nicht, sie galt sogar für geringer als eine leibliche, und eben daher die vielen Erzählungen von der Auferweckung der Todten. Das sind Dinge, von denen auch jetzt noch fromme Christen sich nur ungern trennen,

namentlich wo die Einzelheiten so genau angegeben sind, als z. B. bei der Erweckung des Lazarus. Nun ist auch durchaus nichts dagegen einzuwenden, wenn man durchaus die historische Wirklichkeit der Erweckung von Lazarus festhalten will. Nur sollte man dabei der Worte, derer man sich bedient, genau definiren. Wenn man Tod den Zustand nennt, der jede Rückkehr zum Leben ausschließt, namentlich wenn, wie bei Lazarus, schon Verwesung eingetreten ist, so kann man den Zustand, aus welchem Lazarus zum Leben zurückkehrt, nicht Tod nennen, ohne sich selbst zu widersprechen. Jesus selbst sagt sogar, daß seine Krankheit nicht tödtlich war (Joh. XI, 4), und daß er nicht todt sei, sondern nur schlafe (Joh. XI, 11). Hat er sich geirrt? Solche Worte sollten doch wenigstens nicht ganz unberücksichtigt bleiben, selbst wenn gleich darauf die anderen Worte folgen, Lazarus ist todt (Joh. XI, 14). Daß eine hochbegabte Natur, wie die von Jesus gewesen sein muß, wunderbare Heilkraft besessen haben mag, das kann ja nicht geleugnet werden, so schwer es ist, die Grenze zu bestimmen zwischen dem, was hier möglich und unmöglich ist. Fest steht aber auf der anderen Seite, daß wenn eine solche Idee, wie die Auferweckung vom leiblichen Tode, sich einmal im Volksbewußtsein festgesetzt hatte, alle Einzelheiten, namentlich wenn sie als Beweis dienen sollten, ganz von selbst beigebracht werden. Der Kern der Er-

zählung von der Erweckung des Lazarus liegt natürlich in den Worten (Joh. XI, 25, 26): „Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, obschon er todt wäre, soll doch leben, und wer lebt und an mich glaubt, wird nie sterben.“ Hier haben wir die wahre Lehre Christi in seiner eigenen, anscheinend von Widersprüchen vollen Redeweise. Wer an mich glaubt, wird nie sterben, heißt doch nicht etwa, daß sein Körper nie sterben wird; und ebenso bedeuten die Worte, „obschon er todt wäre, soll er doch leben“, entschieden nicht, daß sein todter und verwester Körper neues Leben empfangen soll. Aber das Volk wollte etwas Anderes. Für die wahren Wunder, für die geistige Wiedererweckung hatte es keinen Sinn, es wollte fleischliche Wunder, es wollte die Wiederbelebung eines schon verwesten Körpers, und diese wird denn auch in allen Einzelheiten in den Evangelien beschrieben. Das ist nun einmal das Vorrecht der Volksüberlieferung, und es geschieht ohne alle Absicht, außer um die Thatsache, wie man sie nun einmal aufgefaßt hat, lebendig vor uns zu bringen. Volksüberlieferung ist nicht beabsichtigte Täuschung, sie ist nur unvermeidliche Verquickung der Thatsachen mit hergebrachten Ideen, wobei allerdings Gott zu einem nach sechstägiger Arbeit ermüdeten Arbeitsmann, sein Sitz zum Olymp oder zu einem goldenen Thron in irgend einer Ecke des

blauen Himmels wird; wobei der Sohn Gottes zu einem Prinzen aus dem Hause David's, der Heiland zu einem Wunderdoctor, seine Heilsbotschaft zu einem Versprechen der Erweckung vom leiblichen Tode herabsinkt. Es gibt viel sehr gute Männer und Frauen, welche die Gebote Christi in ihrem Lebenswandel erfüllen und denen die wahre historische Auffassung der evangelischen Geschichte eine tiefe Enttäuschung sein würde. Nun, solchen Christen steht es ja frei, bei ihrer Ansicht zu bleiben. Unsere eigene Auffassung von vielen der Einzelheiten in der überlieferten Darstellung der Evangelien, aber allerdings von sehr bedeutungsvollen Einzelheiten, beansprucht ja keine päpstliche Autorität für sich. Sie gibt die Möglichkeit des Irrthums gern zu und nimmt für sich nur in Anspruch, eine natürliche und historisch begründete Auffassung der evangelischen Schriften zu geben. Sie soll eine Antwort und zugleich eine Beruhigung sein für die offenbar sehr zahlreichen und im Grunde ehrlichen Menschen, die, wie das Pferdebürla, die evangelischen Berichte, in ihrer gewöhnlichen Auffassung, für eine Trug- und Luggeschichte, ja für reine Phantasterei erklären, und die in Folge davon mit der christlichen Offenbarung aus gewissenhaften Bedenken gänzlich gebrochen haben. Ihre Zahl ist größer, als man glaubt, und man denke nur nicht, daß es nothwendig bösgesinnte oder gar unsittliche Menschen sein müßten.

Wenn sie die christliche Offenbarung für ein Unding erklären, so geschieht dies, weil sie dieselbe in ihrem historischen Ursprung und in ihrer göttlichen Wahrheit gar nicht kennen. Anzunehmen, daß jedes Wort, jeder Buchstabe — denn so weit ist man gegangen —, ja daß jede Parabel oder jedes Gleichniß den Verfassern der Evangelien zugeflüstert worden sei, ist allerdings ein Unding und hat nur menschliche und oft nur priesterliche Autorität für sich. Aber die wahre Offenbarung, die wahre Wahrheit, wie sie schon die griechischen Philosophen ahnten, und wie sie Juden, wie Philo und die Zeitgenossen von Jesu, langsam in sich aufgenommen hatten, wie sie Männer wie Clemens und Origines in der alten griechischen Kirche lehrten, und wie sie schließlich von Jesu in seinem Leben verwirklicht und mit seinem Tode besiegelt worden war, ist kein Unding, sondern ist für jeden denkenden Christen das ewige Leben oder das Reich Gottes auf Erden, welches Jesu gründen wollte und theilweis gegründet hat. Ein Bürger dieses Reiches zu werden, ist das Höchste, was der Mensch erreichen kann, es wird aber nicht erreicht durch Taufe und Confirmation allein, es muß im ernsten Geisteskampf errungen werden.

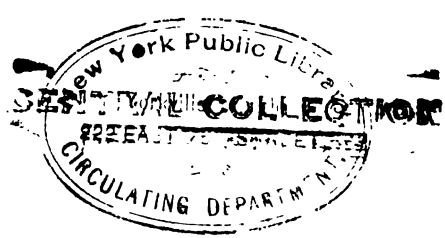
In fast allen Religionen bleibt Gott den Menschen fern. Ich sage in fast allen Religionen; denn im Brahmanismus wird allerdings die Einheit, nicht die

Vereinigung, der menſchlichen Seele mit Brahman als höchſtes Ziel anerkannt. Dieſe Einheit mit, und doch phänomenale Verſchiedenheit von der Gottheit drückte Jeſus theils durch den Logos, theils durch den Sohn aus. Es gibt nichts ſo eng Verbundenes als Gedanke und Wort, als Vater und Sohn. Sie können unterſchieden, ſie können aber nie getrennt werden, denn ſie beſtehen nur durch einander. In dieſer Weiſe faſſen die griechiſchen Philoſophen alles Geſchaffene als das Gedachte oder als das Wort Gottes, und der Gedanke „Menſch" wurde ebenſo natürlich zum höchſten Logos wie er verwirklicht war in Millionen Menſchen und zur höchſten Vollkommenheit erhoben ward in Jeſus. Wie der Gedanke nur durch das Wort und das Wort nur durch den Gedanken beſteht, ſo beſteht auch der Vater nur durch den Sohn und der Sohn durch den Vater, und in dieſem Sinne fühlt und erklärt ſich Jeſus als den Sohn Gottes und alle Menſchen, die an ihn glauben, als ſeine Brüder. Dieſe Offenbarung oder Erleuchtung kam der Menſchheit von Jeſus. Niemand kannte den Vater außer der Sohn, der im Buſen des Vaters iſt, und außer denen, welchen der Sohn ihn offenbaren will. Das iſt die chriſtliche Offenbarung im wahren Sinne des Wortes. Man hat lange geſucht, einen weſenhaften Unterſchied zwiſchen Jeſus, dem eingeborenen Sohn, und ſeinen Brüdern zu machen, und zwar aus einem

übertriebenen Gefühl erkünstelter Ehrfurcht. Geht diese aber zu weit, so zerstört man damit den Tempel, den Jesus selbst für die Menschheit aufgebaut hat. Es ist ganz wahr, daß Niemand zum Vater kommt, außer durch Jesus, und daß Jesus der eingeborene Sohn ist, denn der Vater ist in ihm, und er in dem Vater (Joh. XIV, 10), ja er und der Vater sind eins (Joh. X, 30). Der Unterschied ist also da, aber ebenso die Einheit, wie Jesus selbst erklärt, daß er in seinen Jüngern ist, wie der Vater in ihm, ja daß sie alle eins werden sollen, wie er eins ist mit Gott und Gott mit ihm (Joh. XVII, 21). Für Viele mag dies gar keinen Sinn haben, weil ihre Vorstellungen von Gott und vom Sohne Gottes durchaus materialistisch sind, aber wer gelernt hat, das Göttliche nicht nur außer sich, sondern auch in sich zu fühlen, für den sind diese Worte das Licht der Welt. In diesem Sinne brauchen wir uns des Evangelii von Christo nicht zu schämen und können bereit sein, allen Pferdebürla's der Welt ins Angesicht zu schauen als geistig frei und zugleich als wahre Christen, so wie sie Jesus selbst gewollt hatte; oft im Irrthum, wie ja auch die Jünger es waren, aber doch getreue und ehrliche Nachfolger des Sohnes Gottes.

Die Hauptsache bei allen diesen Fragen ist die Ehrlichkeit, die Ehrlichkeit gegen sich selbst mehr noch als die Ehrlichkeit gegen Andere. Wir wissen, wie leicht wir uns Alle täuschen, wie leicht wir uns mit

Worten abfertigen, namentlich wenn sie althergebrachte Worte sind. Es war der ehrliche Ton des Pferdebürlas, der mich veranlaßte, auf seine Zweifel offen einzugehen, denn Zweifel sind ja meist Ahnungen der Wahrheit, und selbst wahr zu sein ist besser als alle Wahrheit zu besitzen. Es war mir eine Freude, jüngst zu erfahren, daß er noch unter den Lebenden ist, obgleich eine Zeit lang außerhalb des Bereichs des gewöhnlichen Postverkehrs, sodaß meine Briefe ihn nicht erreichten. Ob er mich für so ehrlich hält als sich selbst, das wollen wir abwarten. Ich wollte ihn weder überreden noch überzeugen. Solche Dinge hängen zu sehr von Umständen, von Umstehenden und Naheſtehenden ab. Was ich ihm zeigen wollte, war nur, daß auch Andere, die von ihm abweichen, oder von denen er abweicht, ehrlich sind und ganz ehrlich verschiedener Ansicht sein können. Sich gegenseitig begreifen zu lernen, ist die große Kunst des Lebens, und to agree to differ die beste Lehre der vergleichenden Religionswissenschaft.


New York Public Library
COLLECTOR
CIRCULATING DEPARTMENT

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Billroth. — **Wer ist musikalisch?** Nachgelassene Schrift von Theodor Billroth. Herausgegeben von Eduard Hanslick. Dritte Auflage. 8°. Geh. Mk. 5.—. Eleg. geb. Mk. 6.50.

Blennerhassett. — **Frau von Staël,** ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Litteratur. Von Lady Blennerhassett, geb. Gräfin Leyden. Mit einem Porträt der Frau von Staël und Namenregister. 3 Bände. gr. 8°. Geh. Mk. 31.—. Eleg. geb. Mk. 37.—.

Blennerhassett. — **Talleyrand.** Eine Studie von Lady Blennerhassett, geb. Gräfin Leyden. gr. 8°. Geh. Mk. 12.—. Eleg. geb. Mk. 14.—.

Braid. — **Der Hypnotismus.** Ausgewählte Schriften von J. Braid. Deutsch herausgegeben von W. Preyer, Professor der Physiologie an der Universität Jena. 8°. Geh. Mk. 10.—.

Brandt. — **Ostasiatische Fragen.** China. Japan. Korea. Altes und Neues von M. von Brandt. gr. 8°. Geh. Mk. 7.—. Eleg. geb. Mk. 9.—.

Carlyle. — **Briefe Thomas Carlyle's an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1837—1857.** Uebersetzt und herausgegeben von Richard Preuß. 8°. Geheftet Mk. 3.—.

Cohn. — **Die deutsche Frauenbewegung.** Eine Betrachtung über deren Entwickelung und Ziele. Von Gustav Cohn, o. Professor der Universität Göttingen. 8°. Geh. Mk. 4.—. Eleg. geb. Mk. 5.50.

Deckert. — **Die neue Welt.** Reiseskizzen aus dem Norden und Süden der Vereinigten Staaten, sowie aus Kanada und Mexiko. Von Emil Deckert. gr. 8°. Geh. Mk. 10.—. Eleg. in Halbfranz geb. Mk. 12.—.

Garbe. — **Indische Reiseskizzen** von Richard Garbe. gr. 8°. Geh. Mk. 6.—. Eleg. geb. Mk. 8.50.

Geiger. — **Aus Alt-Weimar.** Mittheilungen von Zeitgenossen nebst Skizzen und Ausführungen. Von Ludwig Geiger. gr. 8°. Geh. Mk. 8.—. Eleg. in Halbfranz geb. Mk. 10.—.

Geiger. — **Berlin 1688—1840.** Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt von Ludwig Geiger. Zwei Bände. gr. 8°. Geh. Mk. 30.—. Eleg. geb. Mk. 34.—.

Geiger. — **Dichter und Frauen.** Vorträge und Abhandlungen von Ludwig Geiger. gr. 8°. Geh. Mk. 7.—. Eleg. in Halbfranz geb. Mk. 9.—.

Gregorovius. — **Briefe von Ferdinand Gregorovius an den Staatssekretär Hermann v. Thile.** Herausgegeben von Hermann v. Petersdorf. Mit einem Bildniß von Ferd. Gregorovius. gr. 8°. Geh. Mk. 6.— Eleg. geb. Mk. 8.—.

Güßfeldt. — **Kaiser Wilhelm's II. Reisen nach Norwegen in den Jahren 1889 bis 1892.** Von Paul Güßfeldt. Zweite Auflage. Mit 26 Heliogravüren und 152 Holzschnitten nach Zeichnungen von Carl Saltzmann und einer Orientirungskarte. gr. 8°. Eleg. in Halbfranz geb. Mk. 28.—.

Verlag von Gebrüder Paetel (Elwin Paetel) in Berlin W.,
Lützowstraße 7.

Güßfeldt. — **Der Montblanc.** Studien im Hochgebirge, vornehmlich in der Montblanc-Gruppe. Von Paul Güßfeldt. Mit 8 Illustrationen in Lichtdruck, einer Karte und 3 Diagrammen. gr. 8°. Geh. Mk. 12.—. Eleg. geb. Mk. 14.—.

Güßfeldt. — **Reise in den Andes von Chile und Argentinien.** Von Paul Güßfeldt. Mit 1 Uebersichtskarte und 2 Specialkarten. gr. 8°. Geh. Mk. 12.—. Eleg. in Halbfranz geb. Mk. 14.—.

Haeckel. — **Indische Reisebriefe.** Von Ernst Haeckel. Dritte vermehrte Auflage. Mit dem Porträt des Reisenden und 20 Illustrationen in Lichtdruck (nach Photogrammen und Originalaquarellen des Verfassers), sowie mit einer Karte der Insel Ceylon. gr. 8°. Geh. Mk. 16.—. Eleg. in Halbfranz geb. Mk. 18.—.

Jähns. — **Der Vaterlandsgedanke und die deutsche Dichtung.** Ein Rückblick bei der Feier des viertelhundertjährigen Bestehens des neuen deutschen Reiches von Max Jähns. gr. 8°. Geh. Mk. 3.—. Eleg. geb. Mk. 4.—.

Kraus. — **Essays** von Franz Xaver Kraus. Erste Sammlung. gr. 8°. Geh. Mk. 10.—. Eleg. geb. Mk. 12.—.

Mayer. — **Robert von Mayer über die Erhaltung der Energie.** Briefe an Wilhelm Griesinger nebst dessen Antwortschreiben aus den Jahren 1842—1845. Herausgegeben und erläutert von W. Preyer in Berlin. 1889. 8°. Geh. Mk. 2.50.

Verlag von Gebrüder Paetel (Elwin Paetel) in Berlin W.,
Lützowstraße 7.

Münz. — **Ferdinand Gregorovius und seine Briefe an Gräfin Ersilia Caetani Lovatelli.** Von Sigmund Münz. 8°. Geh. Mk. 4.—. Eleg. geb. Mk. 5.50.

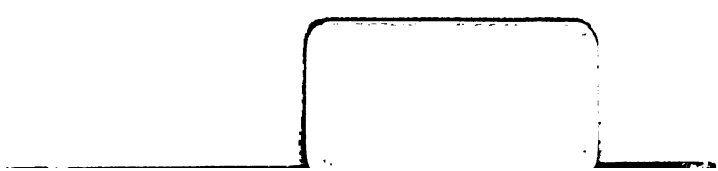
Nöldecke. — **Orientalische Skizzen.** Von Theodor Nöldecke. gr. 8°. Geh. Mk. 7.—. Eleg. in Halbfranz geb. Mk. 9.—.

Preyer. — **Naturwissenschaftliche Thatsachen und Probleme.** Populäre Vorträge von W. Preyer, Professor der Physiologie und Direktor des Physiologischen Instituts der Universität Jena. 8°. Geh. Mk. 9.—.

Spitta. — **Musikgeschichtliche Aufsätze** von Philipp Spitta. gr. 8°. Geh. Mk. 9.—. Eleg. in Halbfranz geb. Mk. 11.—.

Spitta. — **Zur Musik.** Sechzehn Aufsätze von Philipp Spitta. gr. 8°. Geh. Mk. 9.—. Eleg. in Halbfranz geb. Mk. 11.—.

Strasburger. — **Streifzüge an der Riviera.** Von Eduard Strasburger. gr. 8°. Geh. Mk. 5.—. Eleg. geb. Mk. 6.50.

Zintgraff. — **Nord-Kamerun.** Schilderung der im Auftrage des Auswärtigen Amtes zur Erschließung des nördlichen Hinterlandes von Kamerun während der Jahre 1886 bis 1892 unternommenen Reisen von Eugen Zintgraff. Mit 16 Illustrationen und einer Karte. gr. 8°. Geh. Mk. 12.—. Eleg. geb. Mk. 14.—.

AUG 14 1933